This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

828
C2860
R79

Thomas Carlyle.

76/169

Ein Gedenkblatt

zur

hundertſten Wiederkehr ſeines Geburtstages.

Von

Chriſtian Rogge,
Diviſionspfarrer.

Göttingen
Vandenhoeck & Ruprecht
1895.

Das Recht der Übersetzung ist vorbehalten.

Vorwort.

Am kommenden 4. Dezember sind es hundert Jahre, seit Thomas Carlyle das Licht der Welt erblickte. England rüstet sich den Tag festlich zu begehen, indem es Carlyles altes Haus in Chelsea bei dieser Gelegenheit in ein Carlyle-Museum umzuwandeln gedenkt. Aber Feiern, die zu Ehren Carlyles veranstaltet werden, „gehen auch Deutschland etwas an", wie Fürst Bismarck dem großen Geschichtsforscher zu seinem achtzigsten Geburtstag schrieb, und der Plan ein Carlyle-Museum zu begründen, wäre, wenn wir recht unterrichtet sind, schwerlich zur Verwirklichung gekommen, wenn nicht unser Kaiser hochherzig mit einer bedeutenden Summe die Zeichnungen eröffnet hätte.

Die Errichtung eines Carlyle-Museums ist ein schönes Unternehmen, und wir wünschen denen, die es begonnen, den besten Erfolg und viele Unterstützung. Schöner aber und noch mehr nach Carlyles Sinne wäre es, wenn seine Persönlichkeit auf immer weitere Kreise ihren bildenden und veredelnden Einfluß ausüben würde.

Dazu möchte auch diese kleine Schrift ein Scherflein beitragen. Neue, bahnbrechende Untersuchungen will sie nicht bieten, wohl aber ein lebensfrisches Bild des schottischen Denkers und eine knappe Einführung in seine Schriften. Sie soll eine Bitte an unsere deutschen Jünglinge, Männer und Frauen sein, selbst in den Werken des großen Briten zu forschen. Menschen mit aufrichtigem Herzen werden dann, des sind wir sicher, gar bald aus Carlyles Lesern dankbare Verehrer Carlyles werden.

Inhalt.

		Seite.
1.	Das Vaterhaus	1
2.	Der Kampf um die Weltanſchauung	8
3.	Der Kampf ums Daſein	25
4.	Reife Früchte	44
5.	Der Meiſter	67
6.	Carlyles Perſönlichkeit	94

1. Das Vaterhaus.

Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden.

„Ein Land, dessen ganzes Volk von einer unendlichen religiösen Idee ergriffen und dessen Herz davon erfüllt worden ist, oder auch nur einmal war, hat einen Schritt vorwärts gethan, der nie wieder ganz rückgängig gemacht werden kann. Gedanken, Gewissen, das Bewußtsein, daß der Mensch Bürger eines Weltalls, Geschöpf einer Ewigkeit ist, sind bis zur entferntesten Hütte, zum einfältigsten Herzen gedrungen. Herrlich und schrecklich überwölbt das Gefühl eines himmlischen Geheißes, einer von Gott gebotenen Pflicht alles Leben. Es ist eine Eingebung in solchem Volke; man kann in einem besonderen Sinne sagen: Der Odem des Allmächtigen machet sie verständig!“ So schildert Carlyle selbst das Land seiner Heimat, und seine Worte sind dem Leben abgelauscht, denn so gerade hatte die Zeit des John Knox und das Puritanertum auf Schottland eingewirkt. In jener abgelegenen, weltfremden Gegend der Grafschaft Dumfries, in der seine Wiege stand, lebte noch der Geist jener aufrichtigen, opferfreudigen, rücksichtslos tapferen Männer, die der Geschichte und der nationalen Eigenart ihres Vaterlandes für alle Zeiten das Gepräge gegeben haben. Strenge Sekten, die aus dem Puritanismus hervorgegangen, ihr Glaubensleben aus den Schriften der Bibel, vor allem der Propheten des Alten Testamentes, nährten, bevölkerten die schottischen Dörfer. Das waren alles Menschen, die es tief ernst nahmen mit ihrem Glauben, denen ihre Religion thatsächlich der Leitstern ihres Lebens war. Einer der strengsten dieser Sekten, der Vereinigung der burghers, die sich von der ihnen nicht ernst

genug erscheinenden Staatskirche losgesagt hatte, gehörten Carlyles Eltern an. Der Geist des Puritanismus wehte in seinem Vaterhause. John Knox und Oliver Cromwell, denen sich als würdiger Dritter Martin Luther zugesellte, waren die Heldengestalten, deren Andenken nächst der Heiligen Schrift vor allem hochgehalten wurde.

James Carlyle, Thomas Carlyle's Vater, entstammte einer alteingesessenen schottischen Familie. Es gab, wie Carlyle später einmal launig an seinen Bruder John schrieb, „ein ganzes Regiment von Thomas Carlyles; große Besitzungen, in Annandale, Cumberland und Durham, die aber alle jetzt spurlos verschwunden und auf die Familien der Douglas, Drumlawrig und der Teufel weiß welche, übergegangen sind. Zwei von uns haben Dramen geschrieben, einer konnte Orgeln schnitzen und Pferde modellieren. Ich vermute, ich selbst war zu einem Herzog bestimmt, aber die Mittel dazu gingen auf der Reise verloren". Der Adel ging auch verloren, aber der adlige Sinn blieb. James Carlyle war eine Persönlichkeit, von welcher der Sohn wohl mit Hamlet sprechen konnte:

> Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem:
> Ich werde nimmer seines Gleichen sehn.

Tiefer Ernst und puritanische Einfachheit zeichneten ihn aus, verbunden mit unbestechlicher Wahrheitsliebe. Sein grimmiger Haß gegen alles Scheinwesen ging so weit, daß er die Arbeiter von dannen trieb, die zu einer Hochzeit sein Haus an schadhaften Stellen übertünchen wollten. Gott hatte ihn mit einem scharfen Verstand begabt, der ihn den Dingen auf den Grund sehen ließ, und sein offenes Auge ersetzte ihm, was ihm etwa an eingehender Sachkenntniß abging. Von ihm zuerst wurde sein Sohn auf die sozialen Nöte der Zeit hingewiesen. Seine Redeweise war meist knapp und gemessen, aber stets anschaulich und klar, es war „eine kurze, natürliche, nachdrückliche und in jedem Worte wahre Beredsamkeit, wie ich sie in keinem andern Manne wiedergefunden habe. Gelegentlich zeigte er einen gewissen skandinavischen Humor, niemals aber, oder doch sehr selten, Witz. Dazu war

er zu ernst".*) Es ist erklärlich, daß einem solchen Manne selbst von seiner Familie mehr Achtung als Liebe entgegengebracht wurde. „Wir hatten uns alle darüber zu beklagen, daß wir unsern Vater nicht freimütig und offen lieben durften — schreibt später sein Sohn. Sein Herz schien wie mit einer Mauer umgeben. Meine Mutter gestand mir, daß sie ihn niemals recht verstehen könne, und daß ihre Liebe und Bewunderung für ihn gehemmt wäre." Doch vereinte James Carlyle mit dieser Rauheit ungemein viel Takt und Zartheit der Empfindung, wovon allerlei kleine Züge beredtes Zeugniß ablegen. Als seine Schwiegertochter, die vornehme junge Dame, zum erstenmale in seinem Bauernhause erschien, kam er gerade von seiner Arbeit auf dem Felde und war deshalb in Alltagskleidern. Die übrigen Familienglieder küßten sie. Der Vater aber zog sich zurück und verließ das Zimmer. In wenigen Minuten kam er wieder, rasiert, gewaschen, im Sonntagsanzug. „Nun denn, meinte er, wenn Fräulein Welsh es erlaubt, jetzt bin ich auch in der Lage sie zu küssen". — Die schroffe Aufrichtigkeit seines Wesens, wie die feine Bildung seines Herzens hatten beide eine Wurzel, seine puritanisch strenge, aber lautere und tiefgegründete Frömmigkeit. Er war ein Mann voll Glauben und Gottvertrauen in guten und bösen Tagen. Auf seinem Sterbebette „betete er zum Himmel in Worten, die man unmöglich vergessen kann". „Er wandelte wie vor Zeiten Enoch mit Gott, und zuletzt war er nicht mehr, denn Gott nahm ihn zu sich".

Neben diesem Manne stand, in ihrer weiblichen Milde eine rechte Ergänzung zu seinem männlichen Ernst, seine zweite Frau Margaret, geborene Aitken, für ihren Sohn „eine Frau von der edelsten Herkunft, nämlich der Frommen, Gerechten und Weisen". „Ich würde sie nicht gegen zehn andere Mütter umtauschen, die ich je gesehen habe", sagt er in liebevollem Stolze. Unter allen Menschen, denen Carlyle in seinem reichen Leben begegnete, hat er seine Mutter aus

*) Aus den eigenhändigen Aufzeichnungen Carlyles, die nach seinem Tode unter dem Titel Reminiscences by Thomas Carlyle von Froude herausgegeben sind.

voller Ueberzeugung am meisten geachtet, verehrt, geliebt. Neben ihr, der einfachen Bauernfrau aus Dumfries, verschwanden alle vornehmen Ladies, hinter ihr mußte selbst seine bedeutende, geistvolle, aufopfernde Frau zurückstehen, sodaß sein Biograph Froude*) mit Recht auf sein Verhältniß zur Mutter das Wort des Dichters anwendet

Daß er den Himmelswinden selbst verbieten mochte
Zu rauh ihr Antlitz anzuwehn.

Allerdings besaß Margaret Carlyle auch Eigenschaften, die er bei Andern nur vergeblich suchte. Deutlich zeigt sich an ihrem Charakter die bildende Kraft eines starken Glaubens. „Ich kenne kaum ein anderes Wesen in dieser Welt, schreibt er einmal, das so völlig gläubig ist und dem Glauben gemäß handelt ... Wohin sie auch gehe, ihre Bibel wird sie nicht verlassen, noch ihr Glaube an Gott. Sie ist die aufrichtigste Christin, die ich je gesehen habe, ja, ich könnte beinahe sagen, die einzige". Ihr Glaube hatte ihr ganzes Wesen abgerundet und ausgereift. Bei ihr fand der Sohn eine Einheitlichkeit in der Beurtheilung und Auffassung aller Verhältnisse, eine Klarheit und Sicherheit des Geistes, die er sonst bei den zerfahrenen Kindern seiner Zeit schmerzlich vermißte. Das kam eben daher, daß der Glaube sie nicht blind, sondern scharfblickend gemacht hatte. Durch eifriges und aufmerksames Lesen der Heiligen Schrift war ihr Empfinden für Recht und Unrecht, für Wahrheit und Lüge, für gediegenes Wesen oder Schein so ausgebildet, daß sie auf den ersten Blick ahnte, was in einem Menschen, was an einer Sache war. Dazu lehrte sie die Kraft ihrer Liebe, einer Liebe so groß, wie sie nur eine Mutter haben kann, ihre Kinder verstehen, auch als sie in Verhältnisse kamen, die weit über ihr einfaches Vaterhaus hinausgingen. Sie lebte mit ihren Kindern. Als Thomas zur Universität ging, konnte sie kaum

*) Froude, Das Leben Thomas Carlyles in 4 Büchern, deutsch von Th. A. Fischer in 2 Bdn., die Hauptquelle für Carlyles Leben, da Froude von Carlyle selbst alles Material dazu erhalten hat. Nach Froudes Tod ist, Zeitungsnachrichten zufolge, dieser ganze Nachlaß Carlyle's, soweit er nicht bereits veröffentlicht war, auf Grund testamentarischer Bestimmungen verbrannt.

schreiben, aber sie lernte es noch in vorgerückten Jahren, um mit ihrem Sohne in Verbindung bleiben zu können. Durch alle Schwierigkeiten arbeitete sie sich hindurch, um auch der geistigen Entwicklung ihrer Söhne zu folgen. Welch ein Bild, wenn die schlichte Bauernfrau nach der Feld- und Hausarbeit des Tages am Abend wie bezaubert über Goethes Wilhelm Meister gebeugt dasitzt! Sie ärgert sich über die Frauen darin, denn „sie sind so eitel", aber sie erfaßt doch mit ihrem ausgeprägten natürlichen Verstand die Bedeutung des Buches und erhebt sich daran. Ebenso studierte sie später ihres Sohnes „Französische Revolution", am Verständniß recht behindert durch die französischen Namen, aber nach Carlyles eigener Aussage, doch weit tiefer in das Wesen des Buches eindringend, als die große Schaar seiner sonstigen Leser.

Das Beste freilich, was Frau Carlyle für ihre Kinder that und thun konnte, waren die Gebete, mit denen sie alle auf ihren Wegen begleitete. Zahlreiche Briefe legen davon ein rührendes Zeugniß ab. Als ihre Söhne schon in aller Welt zerstreut waren, läßt sie ihnen durch eine Tochter schreiben: Der erste Gang, den sie jeden Morgen in Gedanken mache, sei nach London, dann nach Italien, dann nach dem Bauerngütchen Craigenputtock und dann zu Mary. Schließlich denke sie aber immer, daß die zu Hause am Ende nicht besser aufgehoben seien als die übrigen. „Als ich sie fragte, was ich Dir von ihr bestellen solle, sagte sie, sie hätte Dir tausenderlei zu sagen, wenn Du hier wärest. Du kannst ihnen sagen, daß ich sehr selten ferne von ihnen bin. Du sollst täglich für uns alle beten, so lange wir von einander getrennt sind, damit wir unter Gottes Schirm wandeln. Auch sollst Du dem Doktor*), wenn Du an ihn schreibst, mit ihrem herzlichen Gruße sagen, er solle seine Bibel treulich lesen und nicht vergessen, daß Gott ihn immer sieht, in welchem Lande er auch sein möge". Sie ist recht eigentlich das Gewissen ihrer Söhne. „Bedenke — so schreibt sie selbst ein andermal — ich halte Dich, wenn auch nicht bei

*) John, Thomas Carlyle's Lieblingsbruder, befand sich damals in Rom.

der Hand, so doch beim Fuß". Nach rechter Frauenart ist sie furchtsam bei kleinen, aber stark und mutig bei großen Gefahren, die ihren Kindern drohen. Eine Reise, die Thomas Carlyle nach Paris macht, kann sie ganz aus der Fassung bringen. „Ich glaube wahrhaftig, schildert ein Brief sie in diesen Tagen, daß noch zwei oder drei Tage ohne Nachricht Mutter von Sinnen gebracht haben würden. Länger als vierzehn Tage schon hatte sie alles Singen aufgegeben, und sogar die übrigen Weiber wurden, wenn sie zu singen versuchten oder sich erlaubten zu lachen, wegen unziemlicher Sorglosigkeit getadelt". In schweren Zeiten ist sie dagegen unermüdlich ihren Kindern Mut einzusprechen, niemals aber vergißt sie, mahnend an Gottesfurcht und Frömmigkeit zu erinnern. Ob Thomas täglich in der Bibel lese, wie er den Sabbath in der lärmenden Großstadt zubringe, sind ihre immer wiederkehrenden Fragen. „Ich höre Dich sagen, halt ein, Mutter! aber die Zeit ist kurz und ungewiß".

Wie ihre Worte, so war auch ihr Wandel. Lehre und Leben, Reden und Handeln deckten sich bei ihr völlig. Sie war eine Frau, die keinen Zweifel kannte, sondern ihres Glaubens fröhlich und gewiß war. Ihr Glaube war für sie Stab und Stütze, die nicht versagten, wenn sie im finstern Thal wandeln mußte. Am Totenbett ihrer Tochter „benahm sie sich in wahrhaft heroischer Weise". Nach dem Tode ihres Mannes fügt sie einem Bericht über seine letzten Stunden nur die kurzen Worte hinzu: „Es war Gott, der es gethan hat; seid stille meine lieben Kinder!"

Dieser trefflichen Frau erstes und liebstes Kind war Thomas Carlyle, der am 4. Dezember 1795 in Ecclefechan, einem kleinen Flecken in der Nähe von Dumfries, das Licht der Welt erblickte. Aus dieser ernsten und frommen Umgebung empfing sein Geist die ersten, nachhaltigsten und tiefsten Eindrücke. Seine Mutter blieb ihm bis in sein spätes Alter erhalten, ihr Bild und ihre Gebete begleiteten ihn, wo er auch hinging — ist es ein Wunder, wenn er bei jeder Gelegenheit offen bekannte, daß er diesem Elternhaus alles verdanke? „Seine ganze Denkweise hatte sich — wie Froude treffend bemerkt — im elterlichen Hause auf dem Grunde des Alten Testaments und des presbyterianischen

Glaubensbekenntnisses herangebildet, und diese ursprüngliche Lektion war, so weit er auch gewandert war und so tief er auch aus Büchern aller Art geschöpft hatte, doch unzerstörbar in ihm haften geblieben". Selbst sein fremdartiger, dem Leser zunächst ungewohnter Stil, nach dessen Ursprung die Carlyle-Forscher um die Wette suchen, ist seiner eigenen Aussage nach „nur ein Widerhall der inneren Melodieen des Herzens und der Stimme seiner Eltern".

Aus Carlyles frühester Jugend ist wenig zu erzählen. Seine erste Schulbildung empfing er in dem Städtchen Annan, dessen Schule er später unter dem bezeichnenden Namen Gymnasium zu Hinterschlag verewigt hat. Seine Schulzeit war für ihn, wie für viele, eine Leidenszeit. Der scheue, in sich gekehrte Knabe, der von seiner Mutter zur äußersten Friedfertigkeit angehalten wurde, hatte eine schwere Stellung unter seinen rohen, an Körperkraft ihm überlegenen Kameraden. Einen tieferen Eindruck machten auf ihn die Gottesdienste der kleinen Gemeinde, die ihm nach 70 Jahren noch so vor Augen standen, als hätte er soeben daran theilgenommen. Der Prediger John Johnstone erschien ihm „als der geistlichste Mann, den ich je unter einer kirchlichen Bekleidung zu erblicken das Glück hatte". „Jener bescheidene Tempel meiner Kindheit ist mir heiliger als die größte Kathedrale, die es giebt; roh, ländlich, kahl: keine Kirche der Welt war das in höherem Grade; aber heiliges Feuer, echte, feurige Zungen waren dort wirksam, die das Beste im Menschen, das noch jetzt nicht erloschen ist, entzündeten".

So verfloß ohne viele Abwechslung seine Jugendzeit im Kreise seiner Geschwister, deren Zahl nach und nach bis auf acht, drei Brüder und fünf Schwestern, anwuchs. „Es war kein fröhliches Leben, sagt er; wessen Leben wäre das auch? und doch floß es sicher und ruhig dahin und war mehr als das der meisten oder aller, von deren Lebenslauf ich Zeuge gewesen bin, ein gesundes Leben". Ueber ihm wölbte sich Gottes unendlicher Himmel, zu dem die Kinderaugen mit ahnungsvoller Ehrfurcht emporschauten, und alle Schritte, die er in seinem jungen Leben machte, wurden überwacht und gehütet von seinen treuen Eltern, die ihm stets als wahre

Abbilder und Stellvertreter des Vaters im Himmel erschienen; „kein Mann meiner Zeit, oder doch kaum einer, kann bessere Eltern gehabt haben“.

---

2. Der Kampf um die Weltanschauung.

Sein Geist ist zweier Zeiten Schlachtgebiet,
Mich wundert's nicht, daß er Dämonen sieht.
C. F. Meyer.

Aus der engen, stillen und doch reichen Welt des Vaterhauses wurde Carlyle herausgerissen, als er, vierzehn Jahre alt, die Universität Edinburgh bezog. Es war sein erster Schritt in die weite Welt. Vater und Mutter geleiteten ihn an einem dunkeln, frostigen Novembermorgen zum Dorf hinaus, dann marschierte er unter der Obhut eines älteren Knaben auf Edinburgh zu. Das ihm von den Eltern gesteckte Ziel war die Kanzel, den Weg dahin mochte er sich mit Gottes Hilfe selber bahnen. Die Eltern halfen dazu mit, so gut sie konnten, besonders durch Naturalien-Sendungen, aber die Hauptsache sollten sich die Söhne selbst erwerben. Fünf Monate hindurch hörten sie jährlich Vorlesungen, in der übrigen Zeit suchten sie durch Stundengeben oder auch durch landwirthschaftliche Arbeiten ihren Unterhalt zu verdienen. „Vogel friß oder stirb“ war da, wie im Sprichwort, die Parole. Man möchte glauben, daß Carlyle an diese Edinburgher Jahre gedacht habe, als er später Luthers Jugendzeit beschrieb: „Not und Ungemach waren des armen Knaben Gefährten; kein Mensch und kein Ding nahm eine falsche Miene an, um ihm zu schmeicheln. Unter Dingen, nicht unter dem Schein von Dingen sollte er aufwachsen“. Auch die Universität selbst bot ihm wenig. „Hät-

test du, lieber Leser, irgend wo in der Krimschen Tartarei ein viereckiges Stück Land mit einer Mauer umgeben, es mit einer kleinen, schlecht gewählten Bibliothek versehen und dann elfhundert junge Christen hineingelassen, um sich drei bis sieben Jahre nach Belieben darin herumzutummeln, nachdem gewisse Personen unter dem Titel Professoren an die Thore gestellt worden, um laut zu erklären, dies sei eine Universität und um beträchtliche Eintrittsgebühren zu erheben; so hättest du, wenn auch nicht in der mechanischen Anlage, so doch dem Geiste und dem Ergebniß nach ein unvollkommnes Abbild unserer Hohen Pflanzschule." Wäre nicht in Carlyle selbst ein ungemessener Wissenstrieb rege gewesen, würde demnach der Besuch der Universität wohl nur wenig Erfolg gehabt haben.

Unter den Studienfächern zogen ihn die alten Klassiker zunächst wenig an, dagegen fesselte ihn der Lehrer der Mathematik in so hohem Grade, daß ihm die Geometrie als die edelste aller Wissenschaften erschien, wohl wert in seinen besten Stunden und Stimmungen studiert zu werden. Er machte darin auch so große Fortschritte, daß ihm 1814 die Stelle eines Lehrers der Mathematik in Annan mit 60—70 Pfund Gehalt anvertraut wurde, die er 1816 mit einer ähnlichen Stellung in Kirkcaldy vertauschte. Nicht als ob ihm das Unterrichten die geringste Freude gemacht hätte, im Gegenteil, es war ihm eher eine unangenehme Beschäftigung, aber sie bot ihm die Grundlage seiner Existenz, und in seinen Freistunden konnte er nun mit umso größerem Eifer über seinen geliebten Büchern sitzen. Damals tauchte zuerst der Wunsch, Schriftsteller zu werden, in seinem Herzen auf. „O Geschick, — heißt es in einem Briefe aus jener Zeit — gewähre mir mit einem Herzen voll Unabhängigkeit, unverdorben durch deine Gunst und ungebrochen durch deine Ungunst, Ruhm als einem Schriftsteller; und ob dann auch Hunger mein Los sei, so will ich doch lächeln, nicht als ein König geboren zu sein".

Zunächst hatte ihm die Vorsehung aber nur Kämpfe beschieden. Wer kennt nicht auch unter uns die inneren Kämpfe, die der junge Student, besonders der Theologe, durchzumachen hat, wenn er das Elternhaus verläßt, um die Uni-

versität zu beziehen! Sie sind wie die kalten Tage im Mai, die zeigen, wieviel Lebenskraft in mancher jungen Pflanze steckt, die aber auch mit ihren kalten Nachtfrösten viele hoffnungsvollen Sprößlinge vernichten oder verkümmern. Wohl, wo da ein treuer Gärtner fürsorgend und schützend die zarten Pflanzen behütet! So gut hat es Carlyle nicht gehabt. Er stand da, fast völlig auf sich allein angewiesen, und diese Kämpfe erschütterten ihn bis ins Herz, um so tiefer, je größer der Gegensatz war, der zwischen der Lebensauffassung seines Vaterhauses und derjenigen der Welt bestand, die er nun aus den Büchern, wie aus dem Leben der Hauptstadt kennen lernte.

In seiner Heimat war das Leben unberührt von dem Strome der neuen Zeit verlaufen. Nur flüsternde Gerüchte hatten dunkle und ungewisse Kunde von den großen Welterereignissen des Revolutionszeitalters in jene stillen Thäler gebracht. Von dem Suchen und Forschen des Geistes, von den Entdeckungen der Wissenschaft, von den großen Wandlungen in der Weltanschauung war nichts dorthingedrungen. Im Elternhause wie in der Gemeinde herrschte die Bibel, nicht wie ein Tyrann, der alle freie Meinung niederdrückt, sondern durch den Geist der Liebe und der Kraft und der Zucht. Daß „wir unsere Seele retten und uns wiedersehen vor dem Gnadenthron“ war das Ziel, welches ein jeder von Jugend auf fest vor Augen hatte. Diese Gottseligkeit, die zu allen Dingen nütze ist, hatte das ganze Leben reguliert und ihm einen festen Halt gegeben. Die Menschenfurcht war aus dem Herzen geschwunden, weil die Gottesfurcht darin ihren Einzug gehalten hatte; ein freies, frommes, starkes, öfters rauhes, immer aber gläubiges Geschlecht war in dieser Zucht aufgewachsen, jeder einzelne Ehrfurcht gebietend, Achtung erweckend, ein ganzer Mann.

Wie anders die neue Welt, in die Carlyle nun eintrat. Nichts von dem, was daheim für groß, wahr und das Leben bestimmend galt, hatte hier eine Bedeutung. Dort hatte der Glaube an Gott, das Bewußtsein mit jeder Pflichterfüllung, mit jeder treuen Arbeit gleichzeitig einen Gottesdienst zu thun, dem ganzen Leben eine höhere Weihe gegeben, die hier völlig fehlte. Nicht als ob die Verfasser der Bücher, die

Carlyle in Unzahl durcharbeitete, um eine Antwort zu erhalten auf die großen Fragen des Lebens: woher kommst du? wohin gehst du? wozu bist du auf der Welt? alle Atheisten gewesen wären. Gewiß nicht, aber für keinen von ihnen war Gott eine das Leben bestimmende, reale Macht, eine Thatsache, mit der man bei allem, was man thut und denkt, rechnen muß. Im günstigsten Falle war „der Gottesbegriff" der Abschluß des Gedankensystems, das der Philosoph vertrat; aber das war kein lebendiger, eifriger, starker Gott, wie Carlyle ihn aus seinem Vaterhaus, aus seiner Bibel, besonders dem Alten Testament kannte, sondern ein schattenhafter Schemen. Nur diese Welt, die er mit den Augen sah und mit den Händen betastete, war seinen neuen Lehrern Wirklichkeit. Aus dieser Erde quellen ihre Freuden, und diese Sonne scheinet ihren Leiden. Der alte Gott der Bibel war abgethan. Damit fing der Kampf für Carlyle an. Die Macht der philosophischen Gründe, die Klarheit der logischen Ausführungen stürmten gegen den Glauben des Herzens. Und Carlyle nahm alles „so schrecklich ernst". Zu tief steckten ihm puritanischer Radikalismus und rücksichtslose Wahrheitsliebe im Blute, als daß er sich hier auf Vermittelungen hätte einlassen können. Er fühlte, daß die Anschauungen des Vaterhauses in der Form, in welcher er sie überkommen hatte, nicht ausreichten, um seinen beträchtlich erweiterten Gesichtskreis zu umspannen, aber gleichzeitig lehnte sich sein innerstes Wesen gegen die neuen Weisen auf. Wenn Gott im Himmel entthront wird, was wird dann aus der Erde? „Diese seine einst so schöne Welt ist nun nichts als eine schreckliche Wüste, worin man nur das Heulen wilder Thiere oder das verzweifelnde haßerfüllte Geschrei der Menschen hört, und keine Wolkensäule bei Tag und keine Feuersäule bei Nacht den Pilger ferner leitet. So weit hat der Geist der Forschung ihn gebracht. Aber was thuts? ruft er aus: Es ist ja nur das gewöhnliche Schicksal in diesem Zeitalter. Wenn du nicht vor dem Siècle de Louis Quinze geistig mündig geworden bist und nicht als reiner Dummkopf geboren wurdest, so hattest du gar keine andere Aussicht. Die ganze Welt ist ebenso wie du dem Unglauben verkauft. Ihre alten Gottestempel, die schon lange nicht mehr regendicht waren,

fallen in Trümmer und dann fragen die Menschen: wo ist die Gottheit? Unsere Augen haben sie nie gesehen!" Und weiter, ist die Menschheit glaubenslos, die Welt zur Wüste geworden, was wird dann aus dem Menschen? was ist des Lebens Aufgabe, Zweck und Ziel? Nur eine Antwort wußten ihm die Philosophen Englands zu geben: Suche dein Leben, das nun einmal gelebt werden muß, so angenehm wie möglich zu gestalten. Strebe nach möglichst viel Lustempfindungen, meide alles, was dir Unlust bringt. Thue das Gute; aber nicht um des Guten willen, sondern weil ein gut Gewissen ein sanftes Ruhekissen ist. Meide das Böse; aber nicht aus Abscheu vor der Sünde, sondern aus Furcht vor der Strafe, vor dem Uebel, das der Sünde auf dem Fuße folgt. Die erste Tugend ist die Klugheit. Wäge klug ab, ob dir ein Ding mehr Schmerz oder Freude bereitet, und du wirst dabei finden, daß der am meisten Freude hat, der am mäßigsten ist und sich selbst beherrscht. Das war die Antwort, die Bentham (1748—1832), in dessen Werken sich die Anschauung seiner Zeit am getreuesten spiegelte, Carlyle auf seine Fragen gab. Fürwahr eine traurige Antwort für Leser, „die über das Leben nachgedacht und im Widerspruch mit der gemeinen Gewinn- und Verlust-Philosophie zu ihrem Glück entdeckt haben, daß Seele nicht gleichbedeutend mit Magen ist". Eine traurige Antwort auch für einen Jüngling, dessen Leitstern bisher göttliche Pflicht gewesen ist, denn hat das Wort „Pflicht" unter diesen Umständen noch irgend eine Bedeutung? „Ist das, was wir Pflicht nennen, kein göttlicher Bote und Führer, sondern ein falsches, irdisches, aus Begierde und Furcht, Galgen und Tortureinflüssen zusammengesetztes Phantasiegebilde?" Sein Herz lehnte sich dagegen auf, aber sein Kopf sah keinen Ausweg. Die überzeugende Macht der wissenschaftlichen Methode, die Fülle der Erscheinungen, die durch Benthams Auffassung ihre Erklärung fanden, erdrückten ihn. Er fühlte sich demgegenüber schwach und lernte Miltons Wort verstehn: „Schwach sein ist das eigentliche Elend!" Seine Kräfte wurden in diesem Kampfe aufgerieben, aber er wollte den Kampf nicht aufgeben. Im tiefsten Grunde seiner Seele lebte ein Pflichtgefühl, das ihm trotz aller Philosopheme zurief: Es ist deine

Pflicht kämpfend auszuharren! Die Forschung war bei ihm, was sie leider nur bei wenigen Gelehrten ist, echte Liebe zur Wahrheit, und nach allem Wehe, das ihm das Streben nach Wahrheit zugefügt hatte, liebte er die Wahrheit dennoch, und wollte von seiner Treue gegen sie um kein Jota abweichen. „Wahrheit! rief ich, und wenn der Himmel mich dafür, daß ich ihr folgte, zermalmen sollte! Keine Lüge, und wenn ein ganzes himmlisches Schlaraffenland der Preis des Abfalls wäre!" Es war eben bei ihm, wie er später von Schiller sagte, „keine müßige Neugierde, sondern die bebende Stimme der Natur, die da fragt: ob unser Glück einzig von dem harmonischen Spiel der Empfindungswerkzeuge abhängt? Ob unsere Ueberzeugung mit unsern Pulsschlägen wanken könne?"

Die nächste Folge dieser Kämpfe war für Carlyles ernste und gewissenhafte Natur, daß er das Studium der Theologie, dem er niemals große Begeisterung entgegengebracht hatte, endgiltig aufgab. Auch die Schulmeisterei wurde ihm allmählich unerträglich, zumal seit eine ihn zu fröhlichen Hoffnungen berechtigende Neigung durch die Verheiratung der mittellosen Geliebten mit einem reichen Manne ein jähes Ende fand und ihm dadurch der Aufenthalt in Kirckcaldy noch mehr verleidet wurde. Im Dezember 1818 finden wir ihn wieder in Edinburgh, diesmal als Jurist, aber ohne irgend welche Leidenschaft für den neuen Beruf. Später nahm er seine mathematischen Studien auf, die sein Erstlingswerk zeitigten, eine Uebersetzung von Legendres Grundzügen der Geometrie, aber seinen auf höhere Fragen gerichteten Geist auch nicht mehr ganz zu befriedigen vermochten. Die Zerrissenheit des Studiums bedrückte ihn doppelt schwer gerade in dieser Zeit innerer Kämpfe, deren Abbild sie im Grunde nur war, und trug dazu bei, ihm die nächsten drei Jahre zu den elendesten seines Lebens zu machen. „Ich war — so schreibt er später — in Edinburgher Kreisen durchaus unbekannt, einsam und mich selbstpeinigend; und dazu ging es mit meiner Gesundheit schnell bergab. Ich wurde ein Raub namenloser Kämpfe und namenlosen Elends, das noch jetzt, wenn ich daran denke, etwas Schreckliches hat". —

Schwere innere Kämpfe greifen nicht nur die Seele an, sondern ermatten auch den Leib. „Deine Hand war schwer

auf mir — heißt es in den Pſalmen — daß mein Saft vertrocknet, wie es im Sommer dürre wird" und Luther gebraucht von ſeinen Anfechtungen wohl den Ausdruck: ihm ſei zu Muthe geweſen, als ob ein Löwe alle ſeine Gebeine zerbräche. Aehnliches blieb Carlyle nicht erſpart. Innere Not und äußerer Mangel wirkten vereint darauf, ſeine Nerven zu zerſtören, und legten den Grund zu der Dyspepſie, die ihn lebenslang quälte und ihn zeitweiſe, wenn wir Froude Glauben ſchenken dürfen, geradezu unleidlich machte. Freilich es war ihm, „als ob eine Ratze in der Höhle ſeines Magens nagte".

Dabei ſah er noch immer kein Licht vor ſich. Auch ein Beſuch bei ſeinen Eltern, die inzwiſchen nach Mainhillt umgezogen waren, brachte keinen Frieden. Der Geiſt des Glaubens im Vaterhaus war nicht ſtark genug, um den Geiſt des Zweifels zu bannen. Verzweifelt ſah die fromme Mutter auf das Treiben ihres Erſtgebornen, der ihr Stolz und ihre Freude war, und rang die Hände. Der Vater blieb ruhiger und ſagte nichts. Wie er aber innerlich dazu ſtand, zeigt eine ſpätere Bemerkung eines Bruders: „Der Vater ſcheint ſeit einiger Zeit viel mehr Achtung vor dir zu empfinden, als früher, wo du auf den Mooren umherſtrichſt." Denn darin beſtand in dieſer Zeit Carlyles Hauptbeſchäftigung, ſo daß er den Seinen faſt wie „beſeſſen" erſchien. Niemand konnte ihm den rechten Weg zeigen. „Hätte mir ein göttlicher Bote aus den Wolken oder eine wunderbare Schrift an der Wand auf überzeugende Weiſe verkündigt: *Dies ſollſt du thun*: mit welch leidenſchaftlicher Bereitwilligkeit würde ich, wie ich oft dachte, es gethan haben, und wäre es ein Sprung in das hölliſche Feuer geweſen." Aber Gott ſchreibt heute nicht mehr ſeinen Willen mit Flammenſchrift auf die Wände, und Carlyle mußte weiter ſeine einſame Straße ziehn.

Der Winter fand ihn wieder in Edinburgh, wo er von ſeinen Erſparniſſen und gelegentlichen Aufſätzen in Brewſter's Encyclopädie lebte. „Das theoretiſche Geheimniß des Lebens ward mir immer geheimnißvoller; und auch im praktiſchen Geheimniß hatte ich nicht den geringſten Fortſchritt gemacht, ſondern war überall zurückgedrängt, durchkreuzt und verächt-

lich ausgestoßen worden ... Es war, wenn ich jetzt darauf zurückblicke, eine seltsame Abgeschiedenheit, in der ich damals lebte. Die Männer und Frauen um mich herum, selbst wenn sie mit mir sprachen, waren bloße Figuren; ich hatte es so gut wie vergessen, daß sie lebendig und nicht bloß Automaten waren. Mitten in den von Menschen wimmelnden Straßen wandelte ich einsam, und grimmig wie ein Tiger in seinem Dickicht, nur daß es mein eigenes Herz war, das ich zerfleischte und nicht das eines andern. — Einigen Trost würde es mir gewährt haben, wenn ich mir wie Faust hätte einbilden können, ich würde vom Teufel versucht und gequält, denn eine Hölle ganz ohne Leben, sei's auch nur ein teuflisches Leben, wäre, so denke ich mir, noch furchtbarer. Aber in unserm Zeitalter des Niederreißens und Unglaubens ist sogar der Teufel niedergerissen worden, und man kann nicht einmal mehr an den Teufel glauben. Für mich war das Weltall vollständig ohne Leben, ohne Bestimmung, ohne Willen und selbst ohne Feindseligkeit; es war eine enorme, tote unermeßliche Dampfmaschine, die in stumpfer Gleichgiltigkeit weiter rollte, um mich Glied für Glied zu zermalmen. O dies ungeheure, düstere, einsame Golgatha und Todesmühle."

Das war ein Zustand „verlängerten Todeskampfes," der völlig unerträglich wurde, als wieder eine längere Schlaflosigkeit im Juni 1821 den Körper auf das Aeußerste ermattete. „Es war mir, als ob alle Dinge oben im Himmel und unten auf der Erde nur mir zum Schaden da wären, und der Himmel und die Erde nichts weiter seien als der grenzenlose Rachen eines gefräßigen Ungeheuers, von dem ich zitternd erwartete verschlungen zu werden. Erfüllt von solchen Gedanken und vielleicht der unglücklichste Mann in der ganzen Hauptstadt, wandelte ich an einem schwülen Hundstage nach vielem Herumspazieren zwischen städtischem Unrath, in einer drückenden Atmosphäre und über ein Pflaster so heiß wie Nebukadnezars feuriger Ofen (wodurch meine Lebensgeister ohne Zweifel nicht sehr angeregt wurden), als mit einem Male ein Gedanke in mir aufstieg, und ich mich fragte: Wovor fürchtest du dich eigentlich? Warum willst du ewig klagen und winseln und zitternd und furchtsam, wie ein Feig-

ling umherschleichen? Verächtlicher Zweifüßler! Was ist die Gesammtsumme des Schlimmsten, das dir bevorsteht? Tod? Wohlan, Tod, und sage auch die Qualen Tophets und alles dessen, was der Mensch oder der Teufel wider dich thun will oder thun kann! Hast du kein Herz? kannst du nicht Alles, was es auch sei, erdulden und als ein Kind der Freiheit, obschon ausgestoßen, Typhet selbst unter die Füße treten, während es dich verzehrt? So laß es denn kommen! Ich will ihm begegnen und ihm Trotz bieten! Und während ich dies dachte, rauschte es wie ein feuriger Strom über meine ganze Seele, und ich schüttelte die niedrige Furcht auf immer ab. Ich war stark in einer ungeahnten Stärke; ein Geist, fast ein Gott. Von dieser Zeit an war die Natur meines Elends eine andere: nicht mehr Furcht war es oder winselnder Schmerz, sondern Entrüstung und grimmiger, feuersprühender Trotz.

„So hatte die Donnerstimme des ewigen Nein gebieterisch alle Winkel meines Seins, meiner Person durchtönt, und nun stand mein ganzes Ich in angeborener, gottgeschaffener Majestät auf und erhob mit Nachdruck seinen Protest. Denn mit Recht kann vom psychologischen Gesichtspunkte aus eine solche Entrüstung und solcher Trotz ein Protest — der wichtigste Akt im Leben — genannt werden. Das ewige Nein hatte gesagt: ‚Siehe du bist vaterlos, ausgestoßen, und das Weltall ist mein (des Teufels)', worauf mein ganzes Ich antwortete: ‚Ich bin nicht dein, sondern frei, und hasse dich auf ewig!'

„Von dieser Stunde an bin ich geneigt, meine geistige Wiedergeburt zu datieren".

So die Schilderung im Sartor resartus, die Carlyle selbst später für der Wahrheit entsprechend erklärte. Selbst die Gasse, in der sich das Ereigniß auf dem Wege zum Bade zutrug, Leith Walk in einer Vorstadt Edinburghs, vermochte er noch später anzugeben. Das Erlebniß stand ihm im hohen Alter noch so lebhaft vor den Augen, „daß er hätte gerade auf den Platz zugehen können".

Diese Krisis brachte Carlyles innere Entwicklung vorläufig zu einem gewissen Abschluß. Damit hatte er sich losgerungen aus den Banden der herrschenden, alle Dinge nach ihrer

Nützlichkeit oder nach dem Genuß, den sie verursachen, abwägenden Philosophie. Er hatte erkannt, daß es Güter von bleibendem, ewigem Werthe giebt, und er hatte sich die Freiheit erkämpft, von dem Standpunkte eines starken Glaubens aus sich selbst, die Welt und ihre Geschichte zu betrachten. „Das Weltall ist nicht tot und des Teufels, kein Beinhaus mit Gespenstern, sondern Gottes und meines Vaters“ ist von nun an für ihn feststehende Grundwahrheit. In seinem Leben wurde es hell, wie an einem Frühlingstage; noch sprießt kein Grün auf der Flur, noch regt sich nicht mannigfaltiges Leben in und auf dem harten Boden, aber eine leuchtende und wärmende Sonne steht am Himmel und verheißt dem hoffnungsvoll aufatmenden Herzen keimendes Leben, Blumen und Früchte.

Die Katastrophe war vorüber, aber ihre Nachwirkungen hallten durch sein ganzes Leben nach. Er hatte „den Teufel authentisch bei der Nase genommen,“ aber die Schrecken dieser Stunden, dieser „Feuertaufe“ blieben ihm unvergeßlich. Mit tiefer symbolischer Beziehung bezeichnet er im Sartor den Ort, an dem sich seine Bekehrung (für ihn unter allen Epochen die wichtigste, ja „die einzige Epoche im Leben des Menschen“) zutrug, als die Rue St. Thomas de l'Enfer, „des Hl. Thomas Höllenweg“; er fühlte sich seitdem Dante verwandt, dem das Volk, wenn es ihn auf den Straßen Veronas sah, nachrief: „Schaut den Menschen, der in der Hölle gewesen ist!“ In dem gewaltigen Pathos der Carlyleschen Werke, in der ungewöhnlichen Spannung seiner Darstellung finden wir einen Nachklang seiner inneren Erregung. Seine Gedanken nahmen sofort Fleisch und Blut an und traten unter wunderbaren Namen, als Professor Sauerteig, Junker Starkhals vom Mühlstrom u. a. handelnd und redend in seinen Werken auf. Gestalten erschienen so vor seinem geistigen Auge, die dem „aufgeklärten“ Sinn seiner Zeitgenossen zuerst fast wie Spukgestalten vorkommen mochten. Die ganze Welt war ihm in einen Kampfplatz verwandelt. „Der Mensch ist zum Kampfe geboren, er wäre vielleicht am richtigsten zu bezeichnen als ein geborener Soldat, sein Leben als eine Schlacht und ein Marsch unter dem rechten Befehlshaber“. Die kämpfenden Mächte sind Zweifel und Wahrheit, Glauben

und Unglauben, Gott und Teufel. Hei, wie sich Carlyle freut, wenn er mit helfen kann „des Teufels beste Leibregimenter“ in die Flucht zu schlagen.

Allein und einsam, so sagten wir, hat Carlyle diese Kämpfe durchmachen müssen. Er schloß sich nicht leicht an andere an und war sparsam mit seiner Freundschaft. „Ich war wie kein Anderer“, da konnten ihm andere auch wenig helfen. Doch müssen wir zwei Männer erwähnen, die dem müden Kämpfer die Wunden verbanden und ihm einen kühlen Trunk darreichten, der eine persönlich, der andere durch seine Werke; zwei Männer, so verschiedener Art, wie Irving und Goethe.

Mit Irving war Carlyle unter eigentümlichen Umständen näher bekannt geworden, die Irvings hochherzigen Charakter sofort im besten Lichte zeigten. Irving war Lehrer in Kirkcaldy und hatte sich durch den Ernst, mit dem er seinem Berufe nachging, durch die strenge Zucht, die er in der Schule durchführte, wie durch die Ueberlegenheit seines Geistes, die vielen unbequem war, zahlreiche Gegner verschafft. Von diesen wurde eine neue Schule gegründet, und Carlyle als Irvings Konkurrent nach Kirkcaldy berufen. Aber Irving empfing ihn nicht wie einen Nebenbuhler, sondern wie einen Freund und bot selbst die Hand zu einem Freundschaftsbunde, der für Carlyle in den folgenden Jahren von unermeßlichem Werthe war. In ihren Gesprächen am Gestade des Meeres oder in der Bergeinsamkeit des Hochlandes konnte Carlyle alle die Fragen berühren, die sein Herz bewegten. Mit wohlthuender Herzlichkeit ging der etwa fünf Jahre ältere Irving auf die Nöte seines Freundes ein und wußte allezeit aufzurichten und zu trösten. Auch nach Edinburgh zogen beide noch gemeinsam. Dann verließ Irving die Universität, um in Glasgow Hilfsprediger des durch seine reiche Liebesthätigkeit bekannten D. Chalmers zu werden; aber mit seinen Briefen blieb er Carlyle nahe auch in jenen „drei elendesten Jahren“, und bei einem Besuche, den Carlyle 1819 in Glasgow machte, verhalf ihm gerade der fromme und gläubige Irving dazu, über sein Verhältniß zu dem Glauben seiner Eltern ins Klare zu kommen. Wir lassen Carlyle selbst erzählen, wie ihn Irving auf dem

Wege zur Heimat ein Stück begleitete und ihm in entscheidender Stunde das Herz zu öffnen wußte.

„Drumclog Moor ist der nächste Gegenstand, der in meiner Erinnerung lebendig geblieben ist. Irving und ich saßen allein unter dem stillen klaren Himmel mitten im Torfmoor, während die Welt um uns her in Schweigen versunken war. Ich sehe es vor mir, das braune Moor, zergraben und unterbrochen von Haide-Ueberresten und plötzlichen weiten, fünf bis sechs Fuß tiefen Löchern, die damals fast trocken waren, eine flache Wildniß unebenen Morastes, voll verräterischer Sümpfe. Wir redeten von vielen Dingen und zwar vertraulicher, denn je zuvor. Es war ein Gespräch, dessen Ergebniß mir noch immer traurig schön erinnerlich ist, obschon mir die Einzelheiten entfallen sind. Wir saßen auf der Höhe des Moorbruches, die Sonne schien, und unsere eigenen Stimmen waren der einzige Laut. Weit, weit im Westen, jenseits unsers braunen Horizonts, ragte weiß und trotz der weiten Entfernung deutlich sichtbar, eine hohe, unregelmäßige Pyramide in die Luft, Alisa Craig*) vermutheten wir sogleich und dachten an den Ozean drüben. Aber wir verweilten nicht lange dabei, unsere Unterhaltung wurde intimer und interessanter. Endlich sagte uns die untergehende Sonne: ‚ihr müßt scheiden'. Wir schlenderten langsam auf der Glasgow-Muirkirker Chaussee. Maurer waren nahebei beim Bau einer Hütte am Wege geschäftig oder packten zusammen, um ihr Tagewerk zu beendigen. Wir lehnten uns an eine Steinmauer und fuhren, während wir in den westlichen Sonnenuntergang hineinsahen, in unserm Gespräch noch eine Weile fort. Beiden wurde der Abschied schwer. Es war hier, wo Irving, während die Sonne versank, nach und nach in seiner freundlichsten Weise mir das Bekenntniß abnötigte, daß ich nicht ebenso wie er über die christliche Religion dachte, und daß ich vergeblich erwartete, dazu je imstande sein oder die Verpflichtung dazu fühlen zu können. Er hatte es sich

*) Nach Thom. Fischer ein über tausend Fuß hoher Felsen im Firth of Clyde.

zur Pflicht gemacht, einem ältern Bruder gleich mir dies Geständniß abzulocken, falls ich ihm offen entgegenkäme; er that es auf das Treueste, und bis an das Ende seines Lebens brauchten wir uns über diesen Punkt nichts zu verhehlen, ein Resultat, das nicht zu verachten war! . . . Dann gingen wir jeder unserer Wege".

Es kann uns betrüben, daß ein so innig frommer und tief religiöser Mann wie Carlyle zu dem christlichen Glauben in seiner geschichtlich und kirchlich auf uns überkommenen Gestalt, nicht zu einer zustimmenderen Stellung kam, aber das kann uns nimmer bestimmen, in den Chor derer einzustimmen, die nun aus ihm beinahe einen Gegner des christlichen Glaubens machen wollen. Vielmehr war es für seine ganze Entwicklung von höchster Bedeutung, daß gerade ein aufrichtig religiöser und gläubiger Mann wie Irving ihm mit zartfühlender christlicher Liebe zur Klarheit über seine Stellung zum Christentume verhalf, daß kein Spötter oder Zweifler ihn vor diese Entscheidung stellte. So wurde es ihm möglich, die alten Denkformen, natürlich nicht ohne ein Stück ihres Inhalts, preiszugeben, aber doch innerlich mit dem Christentume fest verbunden zu bleiben. Er wurde ein moderner Mensch insofern, als er den ganzen Bildungsstoff des 19. Jahrhunderts ungehemmt auf sich einströmen ließ, und er blieb doch seiner Mutter Sohn, denn es war nach wie vor für ihn „eines Menschen Religion das Hauptsächlichste an ihm; eines Menschen oder einer Nation von Menschen". Er war zu ehrlich, um es seinen Eltern zu verhehlen, daß er über viele Dinge anders dachte als sie, aber es war nicht nur ein trügerischer Trost, sondern volle Wahrheit, wenn seine um das Seelenheil des Sohnes besorgte Mutter sich damit beruhigte, daß die Unterschiede zwischen ihr und ihrem Sohn vor allem Verschiedenheiten des Ausdrucks seien, nicht der Ueberzeugung. Nächst der Erinnerung an sein Elternhaus ist es nicht zum wenigsten dem Verkehr mit Irving in jenen Tagen zuzuschreiben, wenn Carlyle bis an sein Lebensende gerade den Umgang mit aufrichtig frommen Menschen suchte und liebte. Nie hat er dem Freunde jenen Liebesdienst vergessen, und vielleicht von Niemand ist Irving später, als er der unseligen Schwarmgeisterei verfiel

und seine, auch in Deutschland verbreitete Sekte*) gründete, so aufrichtig betrauert worden, wie von Carlyle.

War Irving in der Zeit der schwersten Kämpfe der einzige Freund gewesen, bei dem Carlyle in dieser „Welt der Echos" ein tieferes Verständniß für seine Leiden fand, und der ihm half, sich vom Alten loszulösen, ohne daß er Schaden an seinem moralischen Theil nahm, so gewann Goethe durch seine Werke besonders dann auf ihn Einfluß, als die „Neugeburt" erfolgt war, und der neue Mensch begann, mit seinen eigenen Augen diese Welt anzuschauen. Schon frühe hatte Carlyle deutsch gelernt, um mit der deutschen Litteratur bekannt zu werden. In Mainhill las er Faust „in einem trockenen Graben". Anfangs hatte ihn Schiller angezogen, bald aber eröffnete sich ihm die Erkenntniß, die seine Frau später in die charakteristischen Worte kleidete: „Dieser Goethe ist ein größerer Genius als Schiller, obwohl er mich nicht zum Weinen bringt".

Den tiefsten Eindruck machte auf ihn natürlich zunächst „Faust". Wie mußte er da sein eigenes Streben und Ringen abgebildet sehn! Dieses unstäte Umherhaften von einer Wissenschaft zu der andern, kannte er es nicht auch, ach nur zu gut? Verschlungen mehr, denn gelesen, hatte er alles, was ihm von Büchern in die Hände kam; gerungen hatte er in seiner einsamen Zelle, schon in jungen Jahren den der Jugend so natürlichen Kreis der Altersgenossen meidend. Wie hatte er gesessen und gebrütet über dem, was die Weisesten seiner Zeit zur Erklärung der Rätsel des Lebens darboten! Und hatte er nun mit aller dieser schweren Arbeit und Not erkannt, was die Welt im innersten zusammenhält? Gewiß, er war der Faust, wie ihn die Monologe schilderten. Sein war dieses hohe Streben, sein auch diese fürchterliche Qual. Er kannte jene trostlosen durchwachten Nächte, auch jene Stunde der Verzweiflung, in der der Tod ein geringeres Uebel erscheint als das Leben. Was gäbe er darum, wenn

*) Durch ein eigentümliches Zusammentreffen war Irvings Hauptapostel in Deutschland ebenfalls ein Thomas Carlyle, dessen Schrift: **Moral phenomena of Germany** Treitschke (V S. 356) als die einzige, namhafte Verteidigung der Kirchenpolitik Friedrich Wilhelms IV. bezeichnet.

er den Mann sehen dürfte, der dieses geschrieben, „vor ihm, wie vor einem Vater, das Leiden und Irren eines Herzens ausschütten dürfte, dessen Geheimnisse er so von Grund aus zu begreifen schien und so schön darzustellen wußte“. Denn Faust zeigte ihm doch im ersten Theil, der damals allein vorlag, nur den Kampf, noch nicht den Sieg. Aber noch ein anderes ersah er aus Faust. Der Weg, den Faust einschlug, war falsch. „Entbehren sollst du, sollst entbehren“, das war auch ihm als ewiger Gesang in die Ohren geklungen, und er hätte wer weiß was darum gegeben, wenn dieser Ton verstummt wäre; aber die Antwort, die Faust darauf gab: „Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit Uns glühende Leidenschaften stillen“, war nicht die rechte. Sie hob nicht das Entbehren auf, sie vermehrte es nur. Wer nach dem Genuß jagt, nach dem, was die Leute das „Glück“ nennen, gleicht dem Wüstenwanderer, der der Fata Morgana folgt. Das Ergebniß ist Verschmachten. So tauml' ich von Begierde zum Genuß, und im Genuß verschmacht' ich vor Begierde.

War das aber nicht der Weg, den ihn seine aufgeklärten Philosophen wiesen? Nicht so energisch wünschten sie ihn beschritten, wie von Faust, dazu waren sie zu pedantische Wagner-Naturen, ohne Verständniß für frisch pulsierendes Leben, aber der Weg war doch im letzten Grunde derselbe: Genieße! Und das Ergebniß? „Das größtmögliche Glück für die größtmöglichste Anzahl Menschen“, verhieß triumphierend Bentham; — Schuld und Verhängniß, Sünde und nagende Reue bewies untrüglich Faust!

Welches war nun der rechte Weg? Gab es überhaupt einen Ausweg aus faustischer Not? Hatte Goethe — denn es war doch sein eigenes Leben und Streben hier geschildert — einen Ausweg gefunden, war er Sieger geblieben in diesem Kampf? Da fiel unserm Carlyle Wilhelm Meister in die Hände. Auch hier ein zunächst von den Schlingen der Sinnlichkeit und des Genusses umgarnter Mann, der aber nicht darin gefangen blieb, sondern den Sieg davon trug, der ausreifte zu einem ganzen Mann und schließlich in bewußter Entsagung zum wahren Meister wird, in der Erziehung zur Ehrfurcht die Grundlage aller echten Tüchtigkeit sieht und sich nicht ein bequemes angenehmes Leben, sondern große

Gedanken und ein reines Herz von Gott erbittet. Das war eine ganz andere Welt, als im Faust, eine vollendete ausgereifte Weltanschauung, kein Schwanken mehr, sondern Festigkeit. Nicht Zweifel, sondern Glaube giebt dem ganzen Buch sein Gepräge. Wilhelm Meister gab ihm allein durch sein Bestehen den Beweis, daß in den Kämpfen des Faust ein Sieg möglich war, daß sie nicht mit einer Niederlage zu enden brauchten; fasse Mut, Carlyle!

Das ist Goethes Bedeutung für Carlyle. Er war ihm ein Vorkämpfer, dessen Anblick ihn mit Hoffnung erfüllte. Carlyle folgte ihm im Kampfe nach, aber mit eigenen Waffen und in eigener Art, nicht als ein sklavischer Nachahmer. Dazu waren die Unterschiede zu groß zwischen dem schottischen Puritaner und dem weltbürgerlichen, an der Antike sich bildenden, deutschen Dichtergenius. Dem sittenreinen Jüngling, der sich umgeben wußte von den Gebeten seiner Mutter, wäre es unmöglich gewesen, die Wege eines Faust zu wandeln; dem Kinde des rauhen Nordens, das von Jugend auf so tief ernst in die Welt schaute, blieb die schönheitsdurstige, heiterer Lebensfreude zugewandte Art des Alten von Weimar völlig fremd. Carlyle war auf Ethik, Goethe auf Aesthetik gerichtet. Aber diese Verschiedenheiten verhindern es nicht, daß Carlyle Goethe Großes verdankt, vor allem die Bewunderung der vornehmen, einheitlichen Weltanschauung, die er bei dem deutschen Meister fand. Wie sympathisch berührte ihn die Achtung, die Goethe vor Thatsachen hatte, wie atmete er aber besonders auf, als Goethes Werke ihm offenbarten, daß der Mensch kein vereinzeltes, von blinder Tücke umhergetriebenes Individuum sei, sondern ein Glied an dem großen Leibe der Menschheit. Damit war einem jeden seine besondere Stellung, seine besondere Aufgabe angewiesen. Nun kommt es darauf an, daß ein jeder seine Stelle erkennt und ausfüllt, denn dann stimmt in der That das Wohl des Einzelnen und das Wohl des Ganzen zusammen. Dabei erscheint auch jede Entsagung in einem andern Lichte.

Willst du, daß wir dich hinein
In das Ganze bauen,
Laß es dir gefallen, Stein,
Daß wir dich behauen.

In der That, das war eine andere Antwort auf die Frage: wozu bin ich denn eigentlich auf der Welt? als er sie bisher bekommen hatte, und wir wollen es nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, wie nahe sich diese Gedanken mit den von Hause aus mitgebrachten christlichen Anschauungen berührten.

Wohl werden wir nun die Dankbarkeit verstehen, die Carlyle für Goethe im Herzen trug, und die in einem wenige Jahre nach den geschilderten Kämpfen nach Weimar gesandten Briefe ihren schönen Ausdruck findet, wenn es darin heißt: „Sie sind so freundlich, sich nach meinem bisherigen Leben zu erkundigen. Wie willig könnte ich Ihnen davon sprechen; wie oft habe ich mich gesehnt, meine ganze Geschichte vor Ihnen auszuschütten! Wie die Dinge stehen, sind Ihre Werke mir ein Spiegel gewesen; unerbeten und ungehofft hat Ihre Weisheit mir Rath gebracht, und so sind Friede und Gesundheit der Seele aus der Ferne bei mir eingekehrt. Denn ich war ehedem ein Ungläubiger, nicht an die Religion allein, sondern an all die Gnade und Schönheit, deren Symbol sie ist. Vom Sturm umhergetrieben in meinen eigenen Einbildungen, ein Mensch, von Menschen getrennt, erbittert, elend, fast zur Verzweiflung gebracht, so daß Faust's wilder Fluch mir der einzig rechte Gruß für menschliches Leben schien und sein zorniges „Fluch vor allem der Geduld!“ mir aus dem allerinnersten Herzen gesprochen war. Aber nun, dem Himmel sei Dank, ist das alles anders geworden; ohne daß sich die äußern Verhältnisse geändert hätten, allein durch das neue Licht, das sich mir aufthat, kam ich zu neuen Gedanken und zu einer Gemüthsruhe, die ich einst für unmöglich gehalten hätte. Und nun, unter glücklicheren Vorzeichen, obwohl die körperliche Gesundheit, die ich in diesen Kämpfen verloren habe, nie wieder hergestellt ist noch werden kann, schaue ich mit Freudigkeit einem Leben entgegen, das mit so viel Glück und so viel Kraft, wie mir verliehen werden mag, der Litteratur gewidmet sein wird; von der Welt wenig hoffend und wenig fürchtend, da ich gelernt habe, daß, was ich einst Glück nannte, auf Erden nicht nur nicht zu erlangen, sondern auch nicht einmal zu begehren ist. Kein Wunder, wenn ich die weisen und edeln Männer liebe, durch deren Leben eine so gesegnete Wirkung

erreicht worden ist. Für diese Männer kann es auch keinen Lohn geben, der dem Bewußtsein gleich käme, daß in fernen Ländern und Zeiten die Herzen ihrer Mitmenschen mit Dankbarkeit und Verehrung sich nach ihnen sehnen, und die in Finsterniß Wandelnden sich ihnen zuwenden werden wie Leitsternen, die zur sichern Heimat führen".

Das war Carlyles Kampf um die Weltanschauung. In ihm verkörpere sich der Kampf des neunzehnten Jahrhunderts gegen das achtzehnte, sagte John Stuart Mill. Sein Geist war zweier Zeiten Schlachtgebiet!

---

3. Der Kampf ums Dasein.

Terar, dum prosim.
Carlyle.

Der Kampf um die Weltanschauung war ausgefochten, aber der Kampf ums Dasein dauerte fort. Carlyle sollte den Kelch der Leiden bis auf die Hefe leeren. „Versuchungen in der Wüste! läßt er einmal sein alter ego Teufelsdröckh ausrufen, müssen wir nicht alle durch dergleichen auf die Probe gestellt werden? Der uns eingeborene alte Adam kann nicht so leicht aus seinem Besitze vertrieben werden. Unser Leben ist vom Muß umgeben, und doch ist die wahre Bedeutung des Lebens keine andere als Freiheit, als freiwillige Kraft. Auf diese Weise haben wir einen immerwährenden Krieg und besonders im Anfang einen harten Kampf". Auch an Carlyle trat das Muß des Lebens heran in der sehr einfachen Forderung: „schaffe dir Brot." Es war die große Bedeutung seiner inneren Kämpfe, daß es ihm klar geworden war: „der Mensch lebt nicht vom Brot allein"; aber ohne Brot, das lehrte die tägliche Erfahrung und sein eigener hungriger

Magen, konnte er auch nicht leben. Nach längerem Schwanken kam er anfangs 1822 zu dem Resultat, daß die Litteratur der Acker sei, den zu bebauen seine Aufgabe sei, und er beschloß, der inneren Stimme, die ihm das sagte, zu folgen, obwohl „die Biographieen der Schriftsteller nächst dem Gefängnißbericht von Newgate das traurigste Kapitel in der Geschichte der Menschheit sind". Dieser Entschluß brachte neue „Versuchungen in der Wüste", denn zunächst „lebte er nicht um zu schreiben, sondern er schrieb, um zu leben", und die Verleger fragten in erster Linie nach dem Geschmack des Publikums. Eine wenig erfreuliche Aussicht für Carlyle, der in seinen inneren Nöten zu Ergebnissen gekommen war, die dem Zeitgeist geradezu ins Gesicht schlugen. Kaum war der Kampf mit dem Teufel zu Ende, so begann der Kampf mit dem Publikum.

Carlyle war gewillt, diesen Kampf aufzunehmen. „Ich habe — so schreibt er an seine Mutter — trotz meiner Dyspepsie, meiner Nervosität und meiner Hypochondrie die feste Absicht, mich als einen Charakter höchst verdienstlicher Art zu beweisen, der im Gebiete der Litteratur nicht unbekannt sein wird, so es der Vorsehung gefällig ist. Wohin ich aber auch gehen mag, ich werde hoffentlich stets der guten alten Sache förderlich sein, für die ich, wie du mir, bitte, glauben mußt, in herzlicher Uebereinstimmung mit dir, das höchste Interesse empfinde, so sehr wir auch in unsern Ausdrucksweisen von einander abweichen mögen". Von Anfang an wußte Carlyle aber auch, daß es schwer sein würde, diesen Vorsatz durchzuführen, und daß er aller seiner Energie bedürfe, sollte er nicht unterliegen. Ein Brief aus jener Zeit an seinen Bruder läßt deutlich diese Stimmung durchblicken. „Hörst du, du und ich müssen nicht müde werden! Arbeite, mein Junge, arbeite unermüdlich! All das tausendfache Elend dieses harten Kampfes und das schrecklichste von allem, schlechte Gesundheit, sollen uns nimmer in Fesseln schlagen. Beim Styx, nein! Zwei Kerle aus einem unbekannten Flecken in Annandale sollen der Welt noch beweisen, daß die Carlyles Courage besitzen!"

Es war nicht Carlyles Art, irgend etwas halb zu thun. Daher wies er von vornherein alle Anerbietungen ab, bei

denen auch nur die leiseste Gefahr vorlag, daß er ein Wort gegen seine Ueberzeugung schreiben könne. Mehrfach haben sich in den folgenden Jahren politische Blätter an ihn gewandt mit dem Anerbieten, gegen glänzende Honorare seine Feder in ihren Dienst zu stellen, er hat solche Anträge stets als Versuchungen aufgefaßt und sie von sich gewiesen. Unbedingte Wahrheitsliebe war für ihn das erste und letzte, was vom Genie gefordert wird. Er wollte keine Zeile schreiben, für die er nicht vor Gott und Menschen volle Verantwortung übernehmen konnte, er wollte zudem sein eigener Herr sein. Die weitere Folge war, daß er kaum je mit rechtem Ernst sich um ein festes Amt bewarb, zumal da deren Verleihung in England immer stark durch den guten Willen der politischen Majorität beeinflußt war. Einige Male hat Carlyle wohl den Versuch gemacht, eine Professur der Astronomie oder Philosophie zu erlangen, aber er vertraute dabei meist mehr dem Eifer seiner Freunde, als daß er selbst dringende Schritte gethan hätte. Seine Feder sollte ihm allein seine Stellung erobern.

Dazu erschwerte ihm noch ein Anderes den Kampf ums Dasein. Die festesten Bande, die es für ihn gab, waren die der Familie. Mit unvergleichlicher Treue und Liebe hing er an seinen Eltern und Geschwistern. Sein ganzes Sinnen war darauf gerichtet, seinen Eltern das Leben zu erleichtern, die Brüder in ihrem Fortkommen zu fördern. Wie die Männer des Alten Testamentes ihre Erstlinge dem Herrn opferten, so legte er sie stets zu den Füßen seiner Mutter nieder, und seine schönste Belohnung war, wenn sie ihm aus der Freude ihres mütterlichen Herzens dankte: „Dein Geschenk habe ich erhalten und war ganz stolz darauf. Ich nannte es: meines Sohnes Wildpret!“ Nicht minder verfuhr er mit größter Freigiebigkeit gegen seine Geschwister. „Was irgend ein Bruder aus unseres Vaters Hause besitzt, das betrachte ich als ein Gemeingut, von dem alle ein Recht haben zu entlehnen, sobald sie es bedürfen“. Seiner besonderen Fürsorge hatte sich Bruder John zu erfreuen. Nur durch Thomas Carlyles Aufopferung wurde es ihm möglich gemacht, das Studium der Medizin, das er erwählt hatte, durchzuführen. Mochte Carlyle auch in der größesten Be-

drängnis sein und selbst nicht aus noch ein wissen, für John hatte er immer noch etwas übrig, und er begleitete seine Gaben mit köstlichen Briefen, Muster in ihrer Art, wie ein älterer Bruder den jüngeren berathet und ihm hindurch hilft durch alle äußeren und inneren Nöte und Zweifel.

Unter solchen Umständen nahm Carlyle den Kampf um das Dasein auf. Die ersten Schritte erleichterte der treue Irving, der inzwischen einen Ruf nach London erhalten hatte und durch die Glut seiner Beredsamkeit, wie durch den Ernst seines Christentums im Umsehn ein einflußreicher, hochangesehener Prediger geworden war. Durch seine Vermittlung wurde Carlyle mit 200 Pfund Gehalt als Hauslehrer für die Söhne einer Frau Buller angestellt, die in Edinburgh studieren sollten. Es war die erste und einzige feste Stellung, außer der kurzen Zeit seiner Schulmeisterei, die Carlyle in seinem Leben eingenommen hat. Doch wurde sie für ihn von größter Bedeutung schon dadurch, daß er hier einen Einblick in Kreise bekam, deren Leben ihm bis dahin fremd gewesen war. Freilich konnte ihm, was er davon sah, nicht recht behagen. Was sollte ein Mann, den das Leben so ernst anschaute, mit dieser Gesellschaft anfangen, die in geschäftigem Müßiggang und tändelnder Wichtigthuerei ihre Tage verbrachte. „Sollte ich als ein Mann der Mode leben, so glaube ich im Ernste, ich würde Rattengift verschlingen oder nach dem Strick und Stahl greifen, ehe drei Monate um wären. In dem Leben eines kräftigen Bauern, der sich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang für sein behäbiges Weib und sechs hungrige Kinder abmüht, liegt etwas; was aber die Lady Jerseys und Lord Peterhams anbetrifft — Friede sei mit ihnen!“ Indessen soll damit nicht gesagt sein, daß Carlyle nun nach Art unreifer und oberflächlicher Naturen in jedem Mitglied der oberen Klassen einen Thunichtgut sah, oder daß er eine Art „Aristokratenfresser“ geworden wäre. Davor bewahrte ihn schon die Achtung, die er vor den meisten Gliedern der Familie Buller empfand, die ihrerseits wieder für seine eigentümliche Art — „es ist nicht gut mit ihm auskommen“ sagte selbst seine Mutter — und für seine innere Bedeutung Verständniß hatten und ihm seine Lage so angenehm wie möglich machten.

Die Zeit, die Carlyle übrig behielt, verwandte er für seine Beschäftigung mit der Litteratur, unter Anderm auch für metrische Uebungen. Denn, wollte er sein Leben der Litteratur widmen, so erschien es am natürlichsten, daß die Poesie das Hauptgebiet sei, auf dem er Lorbeeren erringen könne. Wir geben hier eine Probe seiner lyrischen Muse, zugleich ein Abbild seiner Denkungsart in einer freien deutschen Bearbeitung*):

So zieht denn nun herauf
Ein neuer blauer Tag;
Bist du's, der ungenützt
Ihn scheiden lassen mag?

Her aus der Ewigkeit
Ist dieser Tag erwacht,
Hinab zur Ewigkeit
Sinkt er noch diese Nacht.

Nicht hatte je ein Auge
Vordem ihn noch erblickt,
Und schon ist er für ewig
Dem Auge entrückt.

Hier ist heraufgezogen
Ein neuer blauer Tag;
Bist du's, der ungenützt
Ihn scheiden lassen mag?

Indessen erkannte Carlyle bald, daß ihm eine eigentliche dichterische Ader nicht beschieden sei, und er wandte sich mit um so größerer Energie der Prosa zu. Durch zwei Arbeiten wurden die Jahre, die er bei den Bullers zubrachte (1822 bis 1824) ausgefüllt, mit der Uebersetzung Wilhelm Meisters und seinem Leben Schillers.

Mit der Uebersetzung Meisters trug Carlyle seine Dankesschuld an Goethe ab, und machte gleichzeitig eine Probe, wie man in England eine der seinigen nahe verwandte Weltan-

*) Oeser, Am Wege und abseits. Seite 181.

schauung aufnehmen würde. Der Erfolg war zunächst nicht günstig. Schon in Deutschland war Wilhelm Meister zum Theil auf kühles Erstaunen gestoßen, das sich nur nicht recht herauswagte, weil die anerkannte Bedeutung Goethes zu übermächtig feststand. In England fiel dieser Grund fort. Man kannte Goethe gar nicht oder nur aus jämmerlichen Uebersetzungen. Um Popularität zu erwerben, ist aber Meister keine geeignete Schrift. Der großen Masse des Romane lesenden Publikums, das bei der Lektüre nur spannende Handlung und Sinneserregung — nach Carlyle freilich die Aufgabe der Kochkunst, nicht der Poesie — sucht, war das Buch zu langweilig, und den führenden Kritikern mit ihrer nüchternen, genußliebenden Weltanschauung zu mystisch. Nur bei kleineren Kreisen fand das Buch Anklang, und eigentümlicher Weise (oder auch nicht?) waren es besonders einige aufrichtig fromme Frauen, die sich weder durch die umständliche Darstellung noch durch die nicht seltenen zweifelhaften Situationen abschrecken ließen, sondern mit dem Verständniß für den Genius, das der edlen Frau eigen ist, die Tiefe der Goetheschen Lebensweisheit erkannten und Carlyle dankten, daß er ihnen die Bekanntschaft mit Meister vermittelte. Alle aber, auch die Gegner Goethes, waren darin einig, daß die Uebersetzung vorzüglich war und einen Meister im Deutschen wie im Englischen verriet.

Größeren Beifalls hatte sich das Leben Schillers zu erfreuen, das zuerst in Taylors London Magazine, dann in Buchform erschien. Es ist freilich auch ein prächtiges Buch, wohl werth von neuem in die Hand genommen zu werden, so vortrefflich führt es in Schillers Leben und Werke ein. Von der ersten bis zur letzten Zeile recht con amore geschrieben, einheitlich in Form und Anlage, ist es ausgezeichnet durch einen flüssigen, klaren, leicht verständlichen Stil, wie durch treffende Darstellung seiner Aufgabe. Carlyle zeigt eine souveräne Beherrschung des Stoffes. Mit genialem Blick greift er die Hauptpunkte aus Schillers Leben heraus und läßt alles Nebensächliche beiseite. Mit meisterhaftem Verständniß schildert er in gedrängter Kürze den Inhalt der Hauptwerke. Er lebt sich völlig in die so verschieden gestalteten Helden des Dichters hinein und weiß mit seinem

kunstsinnigen Urteil die Vorzüge der Schillerschen Muse in helles Licht zu stellen, ohne ihre kleinen Schwächen, besonders die ihr durch die Natur und Anlage des Dichters gesteckten Grenzen, zu verhehlen. Höchstens bei der Besprechung der Maria Stuart hindert ihn der angeborene Abscheu des Puritaners vor der eitlen Königin daran, der Bedeutung des Stückes völlig gerecht zu werden. Umso gehaltvoller und interessanter ist dafür die kurze Abhandlung über die verschiedenen Darstellungsweisen, die die Jungfrau von Orleans in den drei großen Litteraturen des modernen Europa, der englischen, französischen und deutschen, gefunden hat. Was jedoch den aufmerksamen Leser am meisten fesselt, ist das völlig absichtslose aber nicht zu verkennende Durchschimmern der Persönlichkeit des Verfassers. Das Buch reizt uns förmlich, eine Probe darauf zu machen, was Carlyle ein andermal als seine eigene Lieblingsbeschäftigung bezeichnet: „den Charakter des Verfassers in seinen Abhandlungen zu studieren und aus dem Geschriebenen sich eine Vorstellung von dem Schreiber zu machen". Wir versuchen das und finden, daß den Verfasser nicht nur litterarische Neugierde oder starker Wissensdurst zu Schiller getrieben hat, sondern daß er bei diesem feurigen, von der Fülle des Pathos erhobenen und scheinbar so abgeschlossenen Geiste eine Antwort suchte auf die höchsten und letzten Fragen, und an der schmerzlichen Enttäuschung, die hie und da einen leisen, ganz leisen Ausdruck findet, lernen wir Schillers Schranken besser kennen, als es durch lange Auseinandersetzungen hätte geschehen können. — Den Werth des ganzen Buches aber können wir nicht treffender schildern, als es Goethe selbst gethan hat: „Bewundrungswürdig ist es, wie Herr Carlyle sich durch das Studium der Werke Schillers und seine innige Teilnahme an ihnen eine genügende Einsicht in den Charakter und das hohe Verdienstliche dieses Mannes verschafft, so klar, so gehörig als es kaum aus der Ferne zu erwarten gewesen".

Als „Schillers Leben" in Buchform erschien, war Carlyles Verhältnis zu den Bullers schon gelöst. Sie hatten ihm noch die Bekanntschaft Londons verschafft, wo er durch Vermittelung Irvings eine Anzahl litterarischer Notabilitäten kennen lernte, ohne daß diese ihm sonderlich imponiert hätten. Bald

danach gab er seine Stelle auf und schied, jedoch in Frieden, von der Familie Buller, mit der er auch fernerhin freundschaftlich verbunden blieb. Zunächst folgte er der Einladung eines Freundes auf das Land, um seine Gesundheit zu kräftigen, und sah bei dieser Gelegenheit Birmingham, die „Stadt Tubalkains", für ihn ein ebenso neuer wie interessanter Anblick, der ihn ebenso anzog wie abstieß. Bald darauf erhielt er eine neue Aufforderung von Herrn Strachey, dem Schwager der Familie Buller, ihn in Dover zu besuchen, und von hier aus bot sich sogar eine Gelegenheit, einen Ausflug nach Paris zu machen. Diese Reise war für Carlyle, der „wie Wachs für Eindrücke empfänglich war und sie zähe wie Stahl festhielt" (Froude), von der allergrößesten Bedeutung. Paris erschien ihm als „der Jahrmarkt der Eitelkeit für die ganze Welt", er gewann mit seiner scharfen Beobachtungsgabe einen genauen Einblick in den Charakter des französischen Volkes und prägte seinem ausgezeichneten Gedächtnis das Bild der Orte ein, an denen sich das Hauptereignis der letzten Jahrzehnte, die französische Revolution, abgespielt hatte. Von diesem Aufenthalt in Paris, der vierzehn Tage währte, an, datiert Carlyles erhöhtes Interesse für die neuere Geschichte Frankreichs. Eine Reihe wertvoller Aufsätze, wie das bedeutendste Werk seines Lebens, wären vielleicht ungeschrieben geblieben ohne diese, scheinbar so zufällig unternommene Reise.

Von Paris nach London zurückgekehrt, stand Carlyle wieder vor der großen Frage: Was nun? und ihre Beantwortung war um so schwieriger, als er bei einem Blick in die Zukunft nicht mehr allein an sich denken durfte, seit Jane Baillie Welsh ihm in Aussicht gestellt hatte, sein Weib zu werden, sobald seine Verhältnisse geordnet wären.

Jane Welsh leitete ihre Herkunft aus einem alten puritanischen Geschlecht ab und führte ihren Stammbaum bis auf John Knox zurück, dessen Tochter mit einem Prediger Welsh vermählt war. „Knox und Welsh" hatte König Jakob gerufen, als er davon hörte, „solch ein Paar hat der Teufel noch nicht zusammengebracht". „Wohl möglich Sire!" lautete die schlagfertige Antwort der Frau Welsh: „wir haben ihn auch nie um seinen Rat gefragt!" Dieser trotzige, selbstbewußte Geist war in der Familie heimisch geblieben und ver-

einigte sich bei ihren meisten Gliedern mit reichen geistigen Gaben. „Es waren mehrere Schlingel unter den Welsh, aber soviel ich weiß, kein Dummkopf", erzählte Janes Großvater. Janes Eltern lebten in Haddington und galten für recht wohlhabend. Bei ihr selbst zeigte sich von früher Jugend an große Selbstständigkeit und Energie des Charakters. Den größten Einfluß auf sie hatte Irving, der vor Kirkcaldy in Haddington Lehrer war. Er machte seine Schülerin mit den lateinischen Klassikern bekannt, deren Studium sie mit Feuereifer und mit einem Erfolg betrieb, vor welchem dem Lehrer selbst schließlich bange wurde. „Es ist völlig wahr, erzählt sie später, daß diese Studien nicht bloß meinen Glauben, sondern auch mein ganzes Wesen beeinflußten. Wenn ich mich selbst von irgend etwas Egoistischem oder Feigem abhalten wollte, sagte ich mir nicht: ‚das mußt du nicht thun, sonst kommst du im Jenseits in die Hölle'; sondern in einfacher Großartigkeit: ‚ein Römer würde das nicht gethan haben'; und das genügte bei gewöhnlichen Versuchungen. Und anderseits, wenn ich etwas Heroisches vollbracht hatte — zum Beispiel einen Gänserich, der nach mir zischte, beim Hals genommen und zur Seite geschleudert —, dann war ich in meiner eigenen Vorstellung nicht ein gutes Kind, das die zwei Schilling, die man ihm anbot, ehrlich verdient hatte, sondern ich hatte mich lediglich ‚um die Republik verdient gemacht und konnte eine Bürgerkrone beanspruchen'. Am besten aber wird die klassische Welt, in der ich lebte und mein Wesen trieb, in der Tragödie meiner Puppe klar. Jemand, dessen Wünsche mir Gesetz waren, hatte mir gesagt, daß eine junge Dame, die Vergil läse, konsequenterweise ihre Puppe aufgeben müsse. Die so verurteilte Puppe mußte vernichtet werden, und ich entschied schnell das Wie. Sie sollte enden, wie Dido endete, und wie die Puppe einer Dame, die den Vergil las, enden mußte: mit ihren Kleidern, deren sie viele und kostbare besaß, ihrem Himmelbett, ein oder zwei Bündeln Streichhölzern, ein paar Stangen Canneel, ein paar Nelken und einer Muskatnuß! Ich selbst, non ignara futuri*), baute ihren Scheiterhaufen; sub auras**), natürlicherweise!

*) Nicht unkundig dessen, was kommen würde.
**) In frischer Luft.

Nachdem die neue Dido mit fremder Hilfe sich auf ihr Bett gelegt, sprach sie mit meinem Munde die letzten, traurigen Abschiedsworte der ersten Dido, die ich damals so gut auswendig wußte wie das ABC, jetzt aber vergessen habe, bis auf die ersten zwei Zeilen:

„Vixi et quem dederat cursum fortuna peregi,
Et nunc magna mei sub terras ibit imago“ *);

und die folgende halbe Zeile:

„sic, sic juvat ire sub umbras“ **).

Nachdem die Puppe so geredet, pallida morte futura ***), entzündete sie den Scheiterhaufen und erstach sich mit einem Federmesser anstatt eines tyrischen Schwertes. Dann aber, in dem Augenblick, wo ich meine Puppe aufflammen sah — denn da sie mit Kleie gestopft war, faßte sie sogleich Feuer und war in einem Nu verzehrt, — in dem unvergeßlichen Augenblick flammte meine Liebe zu ihr ebenfalls auf; ich schrie und versuchte sie zu retten, ohne es zu können und fuhr fort zu schreien, bis jedermann in Hörweite herbeigerannt kam, und man mich unter einer Flut von Thränen fortschleppte: ein Bild, wie mir scheint, der meisten unserer heroischen Opfer: großmütig beschlossen; prahlerisch vorbereitet; bereut im letzten Augenblick und beweint mit einem Aufschrei“.

Die Begeisterung und Hingabe, mit der die Schülerin den Lehrstoff aufnahm, erweckten in Irving bald tiefere Gefühle, die leidenschaftlich erwidert wurden. Aber eine Verbindung der Liebenden war unmöglich, da Irving mit der Tochter eines Predigers Martin verlobt war, und seine Braut ihn nicht freigeben wollte. Irving kämpfte einen schweren Kampf, in dem sein Pflichtgefühl siegte, aber seine ganze

*) Ich bin an meines Lebens Ziel;
Vollbracht hab ich den Lauf, den mir das Los beschieden,
Jetzt fliehet aus des Lebens wildem Spiel
Mein großer Schatten zu des Grabes Frieden. Schiller.

**) So ziemts, ins Schattenreich zu wallen.
***) Bleich angesichts des Todes.

Natur schwer litt. Er suchte durch gewaltsame religiöse Erregungen die Leere seines Herzens zu betäuben, berauschte sich an seinen eigenen unerhörten Erfolgen und verlor immer mehr die alte Natürlichkeit und Aufrichtigkeit seines Wesens. Vergebens waren die Bemühungen seiner Freunde, insbesondere Carlyles; sie vermochten ihn auf der betretenen abschüssigen Bahn nicht zu halten. Irving geriet immer tiefer in Schwärmerei, die von ihm entfachte Bewegung artete in Zungenreden aus; schließlich starb er früh, lebensmüde und gebrochen. „Ich hätte Thomas Carlyle näher behalten sollen, soll er kurz vor seinem Tode (1834) geäußert haben, sein Rath, lobend wie tadelnd, war stets treu, und solche Augen sind selten". Jane Welsh Carlyle aber meinte: „Hätte er mich geheirathet, so hätte es kein Zungenreden gegeben".

Der traurige Ausgang ihrer ersten Liebe hat ohne Frage auf Jane Welsh' Gemüt schwer gelastet und zu einer gewissen Herbheit der Anschauungen, die ihr eigen war, viel beigetragen. Auch gegen Carlyle, der ihr von Irving als Führer durch die Litteratur empfohlen war, zeigte sie sich anfangs zurückhaltend und abweisend. Im Laufe der Zeit jedoch offenbarte ihr der fortdauernde, zum Teil brieflich geführte Verkehr mit ihm den Adel seines Charakters und die Größe seiner Fähigkeiten; sein Einfluß auf sie wurde immer nachhaltiger, und es erschien ihr als eine köstliche Aufgabe, dieses Mannes Gehilfin zu werden, ihm die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die sich seiner Laufbahn entgegenstellen mochten, und durch ihre Pflege und Liebe dazu beizutragen, daß er die Stellung unter den Menschen einnehmen konnte, die ihm gebührte, wie ihr durch die Liebe geschärftes Auge erkannte. So hatte sie trotz des erstaunten Kopfschüttelns ihrer etwas hochmütigen Mutter, dem damals gänzlich unbekannten Carlyle Hoffnung gegeben, daß sie sein Los mit ihm theilen würde. Dabei hatte sie sich freilich, in mädchenhafter Unkenntnis der Welt, Carlyles Erfolge schneller und größer vorgestellt, als sie in Wirklichkeit zunächst waren. Sie glaubte, wie übrigens auch Irving, Carlyle brauche sich nur zu zeigen und aller Herzen würden ihm zufallen. Die unausbleibliche Folge war eine kleine Enttäuschung, als Carlyle nach dem Erscheinen seiner ersten Schriften zwar

günstige Bedingungen von den Verlegern erlangte, aber doch weit entfernt war von sichern Aussichten fürs Leben.

Carlyle selbst erkannte bald, daß ihm London augenblicklich wenig nützen könne, aber sehr schnell seine Geldvorräte aufzehren werde. Für seine nächsten Arbeiten, größtentheils Uebersetzungen deutscher Schriftsteller, hatte er die Nähe größerer Städte mit ihren, damals übrigens meist recht mittelmäßigen Bibliotheken, nicht unbedingt nötig. Dazu verlangte seine Gesundheit dringend nach Ruhe und frischer Luft. Er entschloß sich daher kurz und mietete, trotz des Entsetzens von Fräulein Welsh, im Frühjahr 1825 in der Nähe seiner Heimat einen kleinen, aber anziehend gelegenen Pachthof Hoddam Hill, dem ein in der Nähe befindlicher „Turm der Reue" sogar einen romantischen Anstrich gab. Sein Bruder Alick übernahm die Bestellung des Landes, seine Mutter oder eine der Schwestern führten die Wirtschaft und Carlyle selbst konnte ganz nach Gefallen nach allen vier Himmelsrichtungen ins Freie galoppieren oder in Ruhe seinen litterarischen Arbeiten leben. Dadurch wurde diese Zeit für ihn „eine heilige Zeit, ein pax Dei, den seine erschöpfte Natur sich von allen bösen Feinden, die sie angriffen und bedrängten, eroberte".

Es geht im Leben wie im Kriege zu. Wenn auch die Entscheidungsschlacht schon geschlagen ist, sind die Kämpfe noch nicht zu Ende. In unzähligen kleinen Gefechten und Scharmützeln muß der Feind völlig überwunden werden, und dieser kleine Krieg ist oft anstrengender und blutiger als die großen Schlachten. So hatte auch Carlyle von dem „Ewigen Nein" bis zu der fest und klar ausgeprägten Weltanschauung des „Ewigen Ja" noch einen mühsamen Weg vor sich, und es ist die Bedeutung des Aufenthaltes in Hoddam Hill, daß er in dieser Zeit ein gut Stück dieses Weges zurücklegte. „Dieses Jahr in Hoddam Hill — schreibt er nach langer Zeit in seinen Reminiscences — besaß große ländliche Schönheit und Würde für mich und lebt wie ein reines, goldlockiges Idyll in meinem Gedächtnis. Im Ganzen war es eins der ruhigsten und vielleicht der triumphierend-wichtigsten Jahre meines Lebens. Meine Gedanken wanderten durch die Ewigkeit, durch Zeit und Raum, so viel ich armseliger Sterblicher davon erforscht und erkannt hatte, und kamen zu

meinem unendlich großen Troſt jetzt auch mit Botſchaften für mich zurück. Ich fand, daß ich in dieſem Jahre alle meine ſkeptiſchen Ideen, meine peinigenden Zweifel und die fürchterlichen Kämpfe mit den unſaubern, gemeinen und ſeelenmörderiſchen Schmutzgöttern unſers Zeitalters beſiegt hatte. Wie groß meine fromme Freude und Dankbarkeit damals war, das möge ſich die fromme Seele vorſtellen. Ich, der arme, unbekannte, ausſichtsloſe Menſch, von aller irdiſchen Hoffnung ſo gut wie abgeſchnitten, war in einem ſchönen und wahren Sinne des Wortes unabhängig von der Welt geworden".

Leider war das Idyll von Hoddam Hill nur von kurzer Dauer. Zwiſtigkeiten mit dem Beſitzer führten zu vorzeitiger Aufgabe der Pachtung, und die ganze Familie zog nach Scotsbrig bei Ecclefechan, das von nun an ihr Wohnſitz war und blieb. Carlyle brachte dieſe Veränderung, wie das unzarte Eingreifen einer Freundin Irvings, früher als er dachte, an das Ziel ſeiner Wünſche, zur Vereinigung mit Jane Welſh. Auf den 17. Oktober 1826 wurde die Hochzeit angeſetzt. Freilich war es für den ſeine eigenen Wege liebenden Carlyle keine Kleinigkeit, ſich in die Formen hineinzufinden, die unter Menſchen nun einmal gang und gäbe ſind. Kleider und Handſchuhe machten ihm viel Pein, mehr noch die Hochzeitsreiſe. Am liebſten hätte er Bruder John mitgenommen, und es bedurfte energiſcher Einſprache Janes ſowie des feierlichen Verſprechens, ihn auf dem Wege ohne Murren und Widerſpruch drei Cigarren rauchen zu laſſen, um den glücklichen Bräutigam von dieſem und ähnlichen Gedanken abzubringen. Das junge Paar bezog ein kleines, aber freundlich eingerichtetes Haus in Comely Bank, einer nach der See zu gelegenen Vorſtadt von Edinburgh, und bald lockte die einfache aber liebenswürdige Art, in der Frau Carlyle ihres Amtes als Hausfrau wartete, mehr faſt als die geiſtvolle Unterhaltung ihres Mannes eine Reihe von Gäſten in die wohnlichen Räume.

Carlyle ſelbſt las ungeheuer viel, wie uns ſeine Tagebücher aus jener Zeit noch erkennen laſſen, und klärte ſeine Anſchauungen immer mehr und mehr ab. Er erfreute ſich an der altengliſchen Litteratur, wunderte ſich über Herder, ſtu-

dierte die deutschen Philosophen, unter denen besonders Fichte Einfluß auf seine Anschauungen hatte, und ward sich immer schärfer des Gegensatzes bewußt, der zwischen seiner Auffassung der Welt und der Glück- und Nutzen-Philosophie seiner Zeitgenossen bestand. Daneben entwarf er allerlei litterarische Pläne, meist totgeborene Kinder, und arbeitete auch an einem Roman, der aber noch vor seiner Vollendung — ins Feuer wanderte. Das alles vermochte natürlich nicht, seine finanziellen Verhältnisse zu verbessern, und ohne Frau Carlyles sparsame Verwaltung hätte er bald vis-à-vis de rien gestanden. Wir müssen hier nämlich nachholen, daß Frau Carlyle ihr ganzes Vermögen vor der Ehe ihrer Mutter verschrieben hatte, um diese sicher zu stellen, das Ehepaar also lediglich auf den Ertrag von Carlyles schriftstellerischen Arbeiten angewiesen war.

Eine kleine Besserung trat ein, als Carlyle die Bekanntschaft des einflußreichen Jeffrey machte, der ihm die Spalten der Edinburgh Review öffnete. Zwar war Jeffrey in den meisten seiner Anschauungen genau Carlyles Widerspiel. Er sah in Carlyles Auffassung von den Aufgaben des Lebens, von dem Segen der Entsagung, von der Notwendigkeit eines starken Glaubens mystische Unklarheiten und Thorheiten und wurde nicht müde, Carlyle davor zu warnen. Was Carlyles Meinung anbeträfe — schrieb er ihm gelegentlich —, daß der Mensch einen rechten Glauben haben müsse hinsichtlich seiner Beziehungen zum Universum, so würde er niemals irgend jemandem einreden, daß die Regelung des Lebens ein so mühsames Geschäft sei, wie er daraus machen wolle, oder daß es nicht besser sei, mit dem ersten besten Glauben, der gerade zur Hand sei, frisch darauf loszugehen, anstatt die beste Zeit des Lebens in ängstlicher Prüfung der einzelnen Glaubensartikel hinzubringen. Aber trotz dieser grundsätzlichen Verschiedenheit erkannte doch sein praktischer Blick die Bedeutung dieses aufstrebenden litterarischen Talents, und er fühlte sich auch persönlich zu dem Ehepaar so hingezogen, daß er Carlyle so gut unterstützte als er konnte, und als Carlyle sich unterstützen lassen wollte. Vor allem verhalf er einer ganzen Serie von Artikeln, die später unter dem Namen Miscellanies gesammelt sind, zum Druck, obwohl darin Carlyle,

sehr gegen den Wunsch Jeffreys, der von den mystischen Deutschen nichts wissen wollte, fast ausschließlich Gegenstände aus der deutschen Litteratur, z. B. Jean Paul, Goethes Helena, Goethe selbst behandelte.

Leider traten gerade in dieser Zeit, wo sich seine Aussichten besserten, an Carlyle neue dringende Forderungen heran, da sein Bruder John auf seinen Wunsch in Deutschland seine medizinischen Kenntnisse vervollkommnen sollte. Der dazu nötige Geldaufwand erschöpfte Carlyles Kasse so, daß er trotz der Abneigung seiner Frau gegen einen ländlichen Aufenthalt, auf einen schon früher gehegten Plan zurückkommen mußte und Edinburgh verließ, um im Mai 1828 nach dem seiner Frau gehörigen Gütchen Craigenputtock (Falkenstein) überzusiedeln. Damit begannen die entsagungsvollsten Jahre seines Lebens.

Schon die abgelegene Lage (das nächste Bauernhaus war fast 2 Kilometer entfernt) und die reizlose Umgebung machten Craigenputtock zu einem einsamen und öden Aufenthaltsort. Haide und Moor, unterbrochen von einigen Hügeln, gaben der ganzen Landschaft das Gepräge. Das kleine Haus, das unten zwei Fenster und eine Thüre, oben drei Fenster Front hatte und nur von einigen Wirtschaftsgebäuden, in denen Bruder Alexander seinen Wohnsitz aufschlug, umgeben war, machte auf Frau Carlyle einen geradezu trostlosen Eindruck, so daß sie ihrer ganzen starken Willenskraft bedurfte, um nicht von vornherein zu verzagen. Hier brachten beide, mit geringen Unterbrechungen, sechs Jahre ihres Lebens zu, in dieser abgelegenen Gegend mit Ausnahme sehr seltener Besuche völlig auf sich allein angewiesen. Für Frau Carlyle war es wohl die schwerste Zeit ihres Lebens. In Wohlstand aufgewachsen, mußte sie hier alle Bequemlichkeiten entbehren, und mehr als das, da tüchtige Dienstboten in Craigenputtock natürlich nicht zu haben waren, zum Theil die niedrigsten Arbeiten des Haushalts selbst übernehmen. Der aufopfernden Art, in der sie dies alles trug, um ihrem oft melancholischen und nervös reizbaren Manne das Leben zu erleichtern, ohne daß er etwas von ihren Mühen und Nöten gewahr wurde, hat er selbst später in seinen „Erinnerungen“ das schönste Denkmal gesetzt.

Aber selbst in Craigenputtock, wohin doch Carlyle nur gezogen war, „damit ich nicht fürs Brot schreiben müßte und nicht in Versuchung käme fürs Geld zu lügen", hörten die finanziellen Schwierigkeiten nicht auf. Je mehr Carlyle im Laufe der Zeit in seinen Aufsätzen seine Eigenart offenbarte, desto kopfscheuer wurden die Verleger. Seine Liebe für Deutschland und deutsches Wesen, die ihn, nach Treitschke*), zu dem „einzigen Briten machte, der Deutschland ganz verstanden hat", fand bei seinen Landsleuten nur geringen Anklang. Ein großes Werk über deutsche Litteraturgeschichte, dessen ersten Band er in Craigenputtock vollendete, konnte als Buch überhaupt nicht gedruckt werden, da kein Verleger das Risiko übernehmen wollte. Dann schrieb er sein erstes großes originales Werk, in dem seine Eigentümlichkeit zum vollen Ausdruck kam, den Sartor resartus, von dem wir noch Ausführlicheres hören werden. „Es ist ein geniales Buch, mein Lieber", hatte sein kritischster Beurteiler, seine Frau gesagt, als sie es zum erstenmale gelesen, aber die Verleger waren anderer Ansicht, und als das Werk nachher, in Stücke zerrissen in Frasers Magazine erschien, fand es so üble Aufnahme, daß zu befürchten war, mit Carlyles litterarischer Laufbahn sei es überhaupt zu Ende. Johns Studium kostete viel Geld, und die Einnahmen wurden immer geringer. Zu Zeiten besaß Carlyle, wie Froude in alten Notizbüchern fand, nur noch fünf Pfund, und mehr als einmal war er nahe daran, den niedrigsten Posten anzunehmen oder nach Amerika auszuwandern, um diesem trotz seiner Anspruchslosigkeit auf die Dauer unerträglichen Leben zu entgehen. Es schien, als ob sein Schicksal dem eines Robert Burns und Johnson, deren Persönlichkeiten ihn damals lebhaft beschäftigten, ähnlich sein sollte.

In den Trübsalen dieser Kampfjahre war für ihn die köstlichste Erquickung sein Briefwechsel mit Goethe**). Als Carlyle dem Dichtergreis mit einem warmen und bedeutenden Schreiben seine Uebersetzung des Wilhelm Meister zugesandt

*) Deutsche Geschichte im 19. Jahrh. III, 685.

**) Goethes und Carlyles Briefwechsel, herausg. von H. Oldenberg, Berlin 1887.

hatte, war Goethe zuerst auf ihn aufmerksam geworden und hatte in der letzten Zeit von Carlyles Londoner Aufenthalt ihm „seinen Dank für Carlyles so innige Teilnahme an seinen litterarischen Arbeiten sowohl, als an den Schicksalen seines Lebens treulich ausgesprochen und ihn um Fortsetzung derselben auch für die Zukunft angelegentlichst ersucht". Daran knüpfte sich ein bis zum Tode Goethes währender reger Briefwechsel. Carlyle sandte Goethe seine Arbeiten über deutsche Litteratur, und der alte Herr wurde nicht müde, ihm zu antworten und ihn zu beraten, sich nach den Lebensschicksalen seines jungen Freundes zu erkundigen und der „lieben Gattin" herzliche Grüße zu senden. Goethe erkannte sofort mit dem Blicke des Genius Carlyles große Bedeutung und freute sich, ihn zum Bahnbrecher für seine Werke in England gewonnen zu haben. Er verhieß ihm in seinen Gesprächen mit Eckermann eine große Zukunft und bemerkte aus dem feurigen Ernst, mit dem Carlyle alles anfaßte, die moralische Macht seines Charakters. Als Schillers Leben in seine Hände kam, besorgte er sofort eine deutsche Ausgabe, zu der er selbst das Vorwort schrieb, und die er mit einer Ansicht von Craigenputtock als Titelkupfer zierte. Aber er erhob auch gelegentlich als wahrer väterlicher Freund seine mahnende Stimme und warnte kurz, aber bestimmt: „von der Société St. Simonienne bitte Sich fern zu halten", als Carlyle seine Sympathieen für diese Gesellschaft angedeutet hatte. Es war nicht zu viel gesagt, wenn der Kanzler von Müller in seiner Gedächtnißrede auf Goethe bemerkte: „das schöne reine Naturell Carlyles und seine ruhige zartsinnige Auffassungsgabe steigerten Goethes Anerkennung für ihn bis zur liebevollsten Zuneigung". Diese Zuneigung fand ihren Ausdruck in allerlei Sendungen, die Goethe über den Kanal in das Haus der Freunde sandte, Ausgaben seiner Werke für Carlyle und daneben sinnige, von Versen begleitete Geschenke für die junge Frau, von dieser „höher geschätzt als ein Halsband von Diamanten". Gerade an seinem 81. Geburtstag, 28. August 1830, widmet er zwei Bändchen Gedichte, in blaue Seide gebunden, mit eigenhändiger Inschrift „der entfernten theuren Freundin Jane W. Carlyle mit freundlichstem Gruß", und wenige Tage vor seinem letzten Geburtstag noch sendet der

allzeit gütige Greis seinem lieben Carlyle Abschrift eines Gedichtes, das er fünfzehn Engländern auf ein Begrüßungsschreiben gesandt, und fügt noch mit eigener Hand hinzu: „den theuren Gatten glückliche Stunden!“

Es waren Festtage in Craigenputtock, wenn diese mit der behaglichen Breite des Alters geschriebenen und in ihrer heitern Ruhe besänftigend auf Carlyles trübes Gemüt wirkenden Briefe und Sendungen ankamen; und wiederum merkt man an Carlyles Briefen, wie wohlthuend es ihm war, dem verehrten Manne gegenüber sich frei aussprechen zu können, weil er sicher sein durfte, verstanden zu werden. Wir haben im vorigen Abschnitt eine für Carlyles ganze Entwicklung bedeutungsvolle Stelle aus diesem Briefwechsel wiedergegeben, wir können es uns nicht versagen, hier eine andere folgen zu lassen (aus einem von Comely Bank 20. Aug. 1827 datierten Briefe), die uns einen Einblick in die Häuslichkeit des Ehepaars verschafft: „Von unserm kleinen Gesellschaftszimmer läßt sich jetzt sagen, daß es von Ihnen voll ist. Meine Uebersetzungen Ihrer Werke standen schon in schönen Einbänden im Bücherschrank, und Bilder von Ihnen lagen in den Mappen; während unserer letzten Abwesenheit auf dem Lande hatte ein guter Geist, um uns eine freudige Ueberraschung zu bereiten, in schönstem Rahmen und Licht ein größeres Bild von Ihnen aufgehängt, das, wie wir hören, die meiste Aehnlichkeit hat: und nun liegen Ihre Medaillen auf dem Kaminsims; Ihre Bücher, in ihren Umschlägen von Seidenpapier, haben sogar Tassos Gerusalemme verdrängt, und aus verborgenen Tiefen können für begünstigte Freunde Ihre eigenen Schriftzüge hervorgeholt werden. Dies ist die Weise, wie gute Menschen sich ein kleines Heiligtum in Häusern und Herzen errichten können, die in weiter Ferne sind“. —

Menschen verirrten sich selten, sehr selten nach Craigenputtocks Abgeschiedenheit. Umso mehr mußte das Ehepaar es schätzen, als eines Tages ein junger Amerikaner, der nachmals berühmte Emerson, bei ihnen vorfuhr. Was er von Carlyle gelesen, hatte ihn so angezogen, daß er auf seiner Reise den weiten Weg in die Moore Schottlands nicht scheute, um Carlyles persönliche Bekanntschaft zu machen. Das war

ein Lichtblick für unsern Freund in diesen traurigen Tagen, von ihm auch freudig begrüßt als „ersten Ruhmes zartes Morgenlicht“. „Emerson scheint einer der liebenswürdigsten Menschen zu sein, die wir je gesehen hatten — schrieb der mit Lob so überaus sparsame Carlyle über diesen Besuch an seine Mutter. Er blieb bis zum nächsten Tage bei uns, redete und hörte reden nach Herzenslust und ließ uns wirklich ganz betrübt über seinen Weggang zurück“.

Mit den Jahren wurde besonders für Frau Carlyle der Aufenthalt in Craigenputtock immer unerträglicher, zumal die finanziellen Schwierigkeiten zunahmen. Wie gerne hätte Carlyle eine Reise durch die Industriecentren Englands gemacht, um die sozialen Verhältnisse zu studieren, die immer mehr sein Interesse erregten, aber die Mittel fehlten. Auch die Geschichte der französischen Revolution trat immer energischer in seinen Gesichtskreis, aber in der Abgelegenheit seines Aufenthaltsortes war es schwer, wenn nicht unmöglich, genügendes Material zur Geschichtsschreibung zu sammeln. Einmal schon im Jahre 1831 hatten sich Carlyle und seine Frau zu einer Reise nach London entschlossen, um dort an Ort und Stelle für Sartor, „das arme Thier“, wie Frau Carlyle das Buch zu nennen pflegte, einen Verleger zu suchen. Damals hatte es den Anschein gehabt, als ob eine Wendung zum Besseren eintrete, zumal auch John eine Stellung erhielt, als Reisebegleiter und Arzt einer Lady Clare, und Carlyle Gelegenheit fand, neue Verbindungen anzuknüpfen. Dann kamen aber wieder schwere Schläge und Enttäuschungen. Der alte Vater starb, für einen treuen Sohn wie Carlyle ein überaus schwerer Verlust. Das Fehlschlagen einer Bewerbung um eine Professur in Edinburgh, wobei Jeffrey in einem ziemlich scharfen Brief seine Verwendung ablehnte, erbitterte ihn tief. Alles drängte zu einer Entscheidung. Im Februar 1834 dachte das Ehepaar zum ersten Male an einen Umzug nach London, zu Pfingsten wurde er ins Werk gesetzt. Ein Haus in Chelsea, Cheyne Row, das Carlyles Anforderungen entsprach, wurde gemiethet, und Carlyle entschloß sich fest, ein Buch über die französische Revolution zu schreiben. Seine letzten Ersparnisse wurden darangesetzt; vom Ausfall dieses Buches sollte sein Schicksal abhängen.

„Nichts kann ernster sein, als meine Lage hier — verzeichnet er unterm 26. Juli 1834 in seinem Tagebuch. Sieg oder Tod, scheint das Wort zu sein, und ach, was soll ich thun? Ich habe keinen thatkräftigen Freund, keinen Vertrauten, ja, eigentlich nicht einmal einen Genossen. Fünf ganze Tage habe ich da gesessen, ohne mit irgend jemand als mit meiner Frau zu reden. Meine Stimmung ist tragisch und düster wie die eines Verlassenen, dem nichts übrig bleibt, als seine Aufgabe zu vollenden und dann zu sterben. Kein Redakteur will etwas von mir, niemand will mich für meine Arbeit bezahlen. Daneben bringt meine schlechte Gesundheit (wenigstens mein sonderbar verändertes Befinden) allerlei Verstimmungen mit sich, und verächtliche Befürchtungen, ganz an den Bettelstab zu kommen, füllen mein Gemüt. An helleren Tagen werfe ich sie ab, weit von mir in die dunkle Ferne, und sehe dann wohl eine zwar furchtbare aber doch großartige Welt vor mir und eine Aufgabe, an deren Vollendung weder Armut noch Armseligkeit mich hindern sollen...“.

---

4. Reife Früchte.

Ein guter Baum bringt gute Früchte.
Bergpredigt.

„Ich bin noch immer Essayschreiber, klagt Carlyle in einem Brief an Goethe vom 3. November 1829, und sehne mich mehr als je danach, ein Schriftsteller in einem weit höheren Sinne des Worts zu werden“. Stets war sein Streben darauf gerichtet, etwas Originales zu schreiben, obwohl er wußte, oder vielleicht gerade weil er wußte, daß das ein erregendes, feuriges, verzehrendes Ding ist, falls die

Seele dabei ist. „Ich kann mir einen Mann, — so schreibt er — der sich die Seele aus dem Leibe schreibt, wohl vorstellen, einen Mann, der schreibt, bis sie verfliegt wie die ausgehende Flamme eines Pfenniglichtleins, sobald ihn die Sache gehörig interessiert". In solcher inneren Spannung schrieb Carlyle stets; er hätte von sich mit Dante sagen können, daß ihn seine Bücher „viele Jahre mager machten". In seinem Herzen lebte ein übermächtiger Drang, das, was er selbst erlebt hatte, andern Menschen mitzutheilen, und die Probe darauf zu machen, ob seine Erfahrungen in andern Seelen verwandte Saiten erklingen machten. Er wußte, welche Wahrheit in dem gerne von ihm citierten Worte von Novalis lag, daß unser eigener Glaube ganz unendlich gewinnt von dem Augenblick an, wo es uns gelingt, ein anderes Gemüt von seiner Wahrheit zu überzeugen.

Lange schwankte Carlyle über den Stoff, den er in einem größern Werke behandeln wollte, bis Unterredungen mit seiner Mutter ihn auf eine betretbare Bahn hinwiesen. Unter allen Menschen stand ihm seine Mutter am nächsten; nichts wäre ihm schmerzlicher gewesen, als von ihr nicht verstanden zu werden. Er merkte, wie seine innere Not sie ängstete; er sah, wie die Anschauungen, die er in heißem Mühen sich errungen, sie beunruhigten. Wenn beide an langen Abenden bei einander saßen, jeder seine geliebte Pfeife rauchend, dann hätte ein unsichtbarer Zuhörer wundersame Gespräche in dem einfachen Bauernhause hören können. Die Mutter sorgte um ihres Sohnes Seele, Carlyle aber, der sich bewußt war, in den schweren Kämpfen um Moralisch-Sein oder Nicht-Sein gesiegt zu haben, bemühte sich, ihr verständlich zu machen, daß er den puritanischen Geist seines Elternhauses treu bewahrt habe und aus ihm heraus die vielgestaltige Welt des 19. Jahrhundert prüfend beurteilte, daß er die alte Wahrheit nur unter neuen Formen verkünde. Er habe neue Kleider angezogen, sei aber darinnen der alte Sohn seiner Mutter geblieben. Denn seien nicht die Worte, in denen der Mund ausdrückt, was das Herz empfindet, nur Kleider der Gedanken, eine Hülle des Geistes, der sich in ihnen gleichzeitig offenbart und verbirgt? Und, wenn er diesen Gedanken weiter ausspann: ist nicht alles Vergängliche schließlich

ein Gleichniß, sind nicht alle mit den Sinnen wahrnehmbaren Erscheinungen, die höchsten wie die niedrigsten „nur neue oder verblichene Kleider, dabei und darunter aber immer eine himmlische Grundidee, die dadurch zur Erscheinung kommt?“ Ist nicht der Leib ein Kleid des Geistes, die ganze weite Natur nach Goethes tiefsinnigem Ausspruch „der Gottheit lebendiges Kleid“, und selbst Raum und Zeit nur Hüllen der Ewigkeit? „Ja, was ist, damit auch Carlyles Humor zu seinem Rechte komme, richtig betrachtet, unser ganzes, unzählige Millionen kostendes Militär- und Polizeiwesen anders als eine enorme bunte, mit Eisen befestigte Schürze, worin die Gesellschaft sich, wenn auch recht unbequem, bewegt und sich in dieser Teufelsschmiede von einer Welt vor Schmutz und Ambosfünken zu bewahren sucht?“ In tausend und abertausend Variationen predigten ihm Geschichte und Natur, die sozialen und politischen, wie die religiösen Verhältnisse diese Anschauungen, und er verwandte diese symbolische Redeweise mit Erfolg in den Gesprächen mit seiner Mutter. Diese Betrachtungsweise aber als richtig gesetzt, ist es dann nicht „der Beginn aller Weisheit, die Kleider so lange scharf oder auch mit bewaffnetem Auge anzusehen, bis sie durchsichtig werden“, und zu erforschen, warum sich die Menschheit gerade solche Kleider erwählt habe; wie sie im Laufe der Jahrhunderte allmählich ein Kleidungsstück nach dem andern auswächst, durch neue ersetzt und dabei doch in ihren sinnlichen wie sittlichen, irdischen wie überirdischen Bedürfnissen und Aufgaben im Grunde genommen dieselbe Menschheit bleibt, über der im Alten Testament wie in der französischen Revolution dieselben ewigen Gesetze walten? Welch eine Mahnung mußte eine solche Anschauung, die das langsame, organische, in der Geschichte erkennbare Wachsen der Menschheit betonte, für seine Zeitgenossen werden, aus deren Reden und Urteilen über die Vergangenheit immer nur das „wie wir's dann so herrlich weit gebracht“ herauszuhören war! Wenn bei dieser Art die Dinge anzuschauen hinter den Kleidern „in diesem oder jenem gefürchteten Potentaten möglicherweise nur ein mehr oder weniger unzureichender Verdauungsapparat, aber auch in dem gemeinsten aller Kesselflicker ein unergründliches, ehrwürdiges

Geheimniß" zu erkennen war, wie schal erschien dann daneben die aufgeklärte Redensart von dem l'homme machine! Diese Welt, in deren Bau und Geschichte die Gelehrten und Philosophen eine so völlige Einsicht zu haben behaupteten, daß eine mécanique céleste alles darin, wie in einer Dampfmaschine zerlegen zu können glaubte, stellte den forschenden Geist wieder vor neue Rätsel und damit vor neue gewaltige Aufgaben und entlockte dem aufmerksamen Beschauer einen Ausruf der Bewunderung. Auch die Stellung des Menschen ward in dieser verwandelten Welt eine andere. Er stand nicht mehr vereinzelt da, sondern wurde ein organischer Theil im großen Weltgewebe, unentbehrlich an seiner Stelle und mit allen andern Theilen der Welt so unzertrennlich verbunden, „daß ich, wenn ich diesen Kiesel aus meiner Hand schleudere, den Schwerpunkt der Welt verändere". „Wunderbar in der That sind die Bande, die uns Alle an einander ketten, entweder die sanfte Fessel der Liebe, oder die eiserne Kette der Nothwendigkeit, je nachdem wir wählen. Mehr als einmal habe ich mit Bezug auf eine vielleicht wunderlich sich spreizende Gestalt, die zu spöttischen Gedanken Anlaß gab, zu mir selbst gesagt: Würdest du mein Brüderchen, plötzlich mit der größten denkbaren Glasglocke zugedeckt — welche Veränderungen würde es in dir und der Welt hervorrufen! Briefe aus allen vier Himmelsgegenden, in größerer oder geringerer Anzahl würden gegen deine Glasmauern anfliegen, aber ungelesen herabfallen. Auch von innen heraus käme keine Frage oder Antwort in irgend einen Briefbeutel. Deine Gedanken schlügen an kein befreundetes Ohr oder Herz, deine Waare fiele in keine kaufende Hand. Du wärst nicht mehr ein mit Venen und Arterien ausgestattetes, cirkulationsfähiges Herz, das nehmend und gebend durch alle Zeit und allen Raum cirkulierte. Das unermeßliche große Weltgewebe hätte ein Loch bekommen, welches wieder gestopft werden müßte".

So sah Carlyle die Welt an, aber würden seine Zeitgenossen für diese, ihnen damals weit mehr wie uns heute*),

*) Man lasse nie aus den Augen, daß Carlyles Anfänge in das Zeitalter der Aufklärung, des Rationalismus fallen, der für eine geschichtliche Betrachtung ebenso wenig Verständniß hatte, wie heute die,

fremdartigen Anschauungen Verständniß haben, und in welcher Form sollte er sich ihnen offenbaren? Da kam ihm seine Eigenart zu Hülfe, daß alle Gedanken, die seine Seele stark erregten, so mächtig auf ihn einwirkten, daß sie gleichsam persönliche Gestalt annahmen. Er schlug sich herum „mit den Geistern unter dem Himmel". Nicht er selbst war es, der diese Welt so unter dem Gesichtswinkel der Kleider ansah, sondern sein alter ego, und er erfand dafür den Namen Diogenes Teufelsdröckh, den er zum Professor der „Allerlei Wissenschaften" in „Weißnichtwo" in Deutschland machte und ein großes Buch über „die Kleider, ihr Werden und Wirken" bei Stillschweigen und Co. herausgeben ließ, als dessen Rezensent nun er, Thomas Carlyle, in England wirken wolle. Unter dieser Maske konnte er seinen Lesern Wahrheiten auftischen, die ihnen sonst zu hart gewesen wären, und dann mit köstlicher Ironie, indem er selbst als Herausgeber mehr den Geschmack des Publikums zu vertreten schien, die Flachheit und Oberflächlichkeit der Zeitphilosophie, wie des Zeitgeistes geißeln. Ueber das Buch aber schrieb er in seinem grotesken Humor als Ueberschrift das Rätselwort: Sartor resartus*) ein „zusammengeflickter Schneider", und nun mochten die Leser sehen, wie sie damit fertig wurden.

Wenige Bücher dürfte es geben, bei denen es so schwer ist, dem mit dem Werke selbst unbekannten Leser einen Begriff von seinem Charakter zu geben, wie bei Sartor resartus. Noch heute wird es den meisten Lesern so gehen, daß sie zuerst das Buch für närrisch halten und beiseite legen wollen, haben sie sich aber erst ernstlich hineingearbeitet, es trotz seiner Schrullen lieb gewinnen und immer wieder hervorholen. Die doppelte Einkleidung, die wir skizziert haben, ist durch-

---

freilich von ganz anderen Anschauungen ausgehende materialistische Weltanschauung der Sozialdemokratie, die ebenfalls ein konstruiertes Weltbild anstelle des wirklichen setzt.

*) Eine deutsche Uebersetzung des Werkes ist 1882 von Thomas Fischer besorgt. Der Ausgabe ist eine Biographie Carlyles — unsers Wissens die erste ausführlichere in Deutschland — vorgedruckt, auch sind Anmerkungen zur Erklärung schwieriger Stellen im Sartor hinzugefügt.

weg strenge festgehalten. Alle Wahrheiten sind in symbolischen Formen verborgen, dazu ist die Fiktion, als sei die Schrift nur die Besprechung eines deutschen Buches so genau durchgeführt, daß selbst die angeblich daraus entnommenen Stellen unter Anführungszeichen in einem andern Stile abgefaßt sind, als die Bemerkungen des vermeintlichen Herausgebers. Viele der deutschen Sprache unkundige Leser, welche die Satire der erdichteten Namen nicht verstanden, ja selbst Kritiker glaubten anfangs, ein solches Werk von Teufelsdröckh sei wirklich erschienen und nahmen nachher Carlyle diese Mystifikation bitter übel. „Hätte die jüngste gesetzgeberische Verbesserung — so heißt es in einer amerikanischen Kritik, die Carlyle später in beißendem Spott als Anhang zu seinem Werk abdrucken ließ — die wir in unserm Lande gemacht haben, ihren Weg schon nach England gefunden, so würde der Verfasser nach unserer Meinung keine geringe Gefahr laufen, gelyncht zu werden. Ob der Zweck dieses litterarischen Betruges einfach pekuniärer Vortheil war, oder ob der Verfasser ein boshaftes Vergnügen darin findet, sich über die Stutzer*) lustig zu machen, wagen wir nicht zu entscheiden". Fürwahr eine Kritik, die es verdiente, niedriger gehängt zu werden.

Den Inhalt des Sartor eingehender anzugeben, ist fast unmöglich. Nicht umsonst ist Teufelsdröckh Professor der Allerlei-Wissenschaften. Carlyle stellt darin alles, was sein Herz bewegt von religiösen, politischen und sozialen Fragen unter den großen Gesichtspunkt, daß er hinter den endlichen Hüllen die ewige Idee zu erforschen sucht. Sartor resartus ist dadurch die Ouvertüre zu seinen gesammten Werken. Alle Gedanken, die in seinen späteren Schriften weit ausgeführt und geschichtlich erläutert sind, klingen hier zum ersten Male in kurzen, aber klaren Leitmotiven an. Sartor ist die erste reife Frucht eines Mannes, der es gelernt hat die Welt vom

*) „Die Partei der Stutzer" ist eins der ergreifendsten Kapitel des Buches überschrieben, in dem die Stutzer, die Menschen, „deren Beruf, Amt und Existenz in dem Tragen von Kleidern besteht", dem darbenden Arbeiter gegenübergestellt werden, und aus dem Ueberhandnehmen der schroffen Gegensätze im sozialen Leben auf die drohende Gefahr eines Zusammenbruches der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung hingewiesen wird.

Standpunkte des Glaubens anzusehen, und der gewillt ist, auch andere zu diesem Lichte zu führen, das ihm die Welt aus einem Chaos in einen geordneten Organismus verwandelt hat. Noch ist für seine Zeitgenossen, das merkt er wohl, das Licht zu hell, um es in reinem Glanze auf ihre Augen wirken zu lassen, darum läßt er es durch Symbole wie durch ein farbiges Glas scheinen, so daß sie es zwar nicht in voller, blendender Stärke sehen, aber doch stark genug, um in Seelen, die für das Licht Verständniß haben, Sehnsucht nach mehr Licht zu erwecken.

Die in sich einheitlichste Partie des Werkes ist das zweite Buch, die Lebensgeschichte des Diogenes Teufelsdröckh, mühsam zusammengesucht aus monströsen, mit den Zeichen des Thierkreises versehenen Zettelsäcken, die des mystischen Professors fabelhafter Freund, Professor Heuschrecke, dem Herausgeber gesandt hat. Diese Biographie ist eine Art Selbstportrait Carlyles, weniger in den äußeren Daten als in der inneren Entwicklung, die er seinen Doppelgänger durchmachen läßt. Besonders die Schilderung der Kämpfe, die seine „Bekehrung", die Wendung vom Ewigen Nein zum Ewigen Ja herbeiführten, hat Carlyle selbst später für historisch erklärt, und wir haben sie ohne Bedenken im zweiten Kapitel verwerthet. Aber auch ohne dieses biographische Interesse wird die Lebensbeschreibung Teufelsdröckhs wohl immer die Leser fesseln.

Von einem unbekannten, aus weiter Fremde stammenden Manne wird das „kleine Gneschen" in das Haus des braven Andreas Futteral und seines guten Gretchen nach Entenpfuhl gebracht. Er soll für die Alten ein unschätzbares Darlehn sein, das mit hohem Lohn oder auch mit schweren Zinsen einst zurückgefordert wird. Eine unsagbare Sehnsucht erfüllt ihn nun bis in sein Alter nach diesem unbekannten Vater, „der vielleicht weit von mir entfernt, vielleicht nahe, jedenfalls aber unsichtbar, mich an sein Vaterherz hätte drücken können, um mich dort, von manchem Weh beschützt, ruhen zu lassen". Zunächst freilich füllen sein Leben die Spiele der Jugend aus, doch nicht ohne daß hin und wieder eine Ahnung von der Ewigkeit in der Kindesseele auftauchte. Er merkt, daß Entenpfuhl nicht die ganze Welt ist; ja, daß

diese Erde nicht die ganze Welt ist, beginnt er zu ahnen, wenn er die für ihn auf Erden Höchststehenden sich mit unaussprechlicher Ehrfurcht vor einem Höheren im Himmel beugen sieht. Das Gymnasium von Hinterschlag und die namenlose Universität, auf der „die hungrigen Kleinen zu ihren geistigen Ammen emporsahen und statt der Nahrung von ihnen die Aufforderung empfingen, sich am Ostwind zu sättigen", sind die nächsten Hauptpunkte seiner Entwicklung. Wie ein Stern leuchtet an seinem Lebenshimmel die Liebe zu der schönen, aber mittellosen Blumine auf, um wie ein Meteor zu verschwinden und noch dunklere Nacht zu hinterlassen, als die Angebetete einen wohlhabenden falschen Freund dem aussichtslosen Studenten vorzieht. Ein Einblick in das Leben der oberen Klassen, ihm vermittelt durch die Bekanntschaft des Grafen Zähdarm, dessen Lebensaufgabe im Rebhühnerschießen und Diner-Vertilgen besteht, dient nicht dazu, ihn mit der Welt auszusöhnen, und Teufelsdröckh treibt immer schneller jenen tiefgehenden innern Krisen zu, aus denen das Ereigniß in der Rue de l'Enfer ihm endlich einen Ausweg zeigt, indem es ihm seine innere Freiheit wiedergiebt. Nun lernt er langsam, aber in aufsteigender Entwicklung, das Glück entbehren und statt dessen die Seligkeit finden. „Durch wohlthätige Fieberparoxismen rottet das Leben die tief sitzende chronische Krankheit aus und triumphiert über den Tod. Die brausenden Wogen der Zeit verschlingen dich nicht, sondern tragen dich hinauf in das Blau der Ewigkeit. Liebe nicht dein Vergnügen, sondern liebe Gott. Dies ist das Ewige Ja, worin aller Widerspruch gelöst wird. Wer darin wandelt und wirkt, mit dem steht es gut". Noch hat das Leben recht verschiedene Leiden und Freuden für Teufelsdröckh übrig, aber geistig frei, als sein eigener Herr und doch als Haushalter eines Höheren, wandert er durch die Welt, bis er in Weißnichtwo landet und dort in einem Wachtthurm der Wahngasse seine Wohnung aufschlägt, von wo er aus schwindelnder Höhe das ganze, vielgestaltige Leben der Stadt beobachten kann. Hier in Weißnichtwo schreibt er auch sein großes Werk über die Kleider, dann ist er plötzlich verschwunden, niemand weiß wohin; er kehrt nicht wieder; sein Ausgang ist dunkel, wie es sein Eingang war.

Soviel von Teufelsdröckhs Leben und Leiden, dem Hauptstück des Sartor resartus. „Carlyles Bekenntnisse“ könnten wir ihn überschreiben. Zwar nicht durchweht von dem Frieden, der in Augustins Konfessionen den schönen, vollen Grundton bildet, — dazu hatte Carlyle doch zuviel von seinem Christentume darangegeben — offenbaren sie vielmehr eine mit sich und der Welt kämpfende, ringende Natur, aber sie sind der denkbar schärfste Gegensatz zu der sich selbst bespiegelnden Eitelkeit der confessions eines Rousseau. Hier ist ein aufrichtiger und ehrlicher Mann, dem es mit allem, was er schreibt und thut, bitter ernst ist, ein Mann, der Selbstsucht und Eitelkeit hinter sich geworfen hat, der nach ewigen, göttlichen Zielen trachtet. So regt auch sein Buch — nach Carlyle selbst die beste Wirkung, die ein Buch ausüben kann — zur Selbstthätigkeit an, es bewirkt bei dem Leser eine Veränderung, mindestens eine Bereicherung seiner Denkweise, ja „es verheißt gleichsam die Eröffnung eines neuen Schachtes, worin von nun an die ganze Welt der Spekulationen bis zu unbekannten Tiefen graben kann“.

Ist Sartor resartus ein Erzeugniß der Einsamkeit in Craigenputtock, die Quelle, daraus Carlyle geschöpft, nur die Erfahrung seines eigenes Herzens und Lebens, so ist die „Geschichte der französischen Revolution“ die erste reife Frucht des Londoner Aufenthalts, zugleich auch der erste große Versuch, ob die mühsam errungenen Anschauungen Stich halten würden vor Thatsachen und ausreichend seien, um Geschehenes zu begreifen und der Geschichtsschreibung zu Grunde gelegt zu werden. Die Geschichte der französischen Revolution ist das Werk, das seine furchtbarste Not gesehen, ihn aber auch mit einem Schlage zu hohem Ruhme geführt hat.

Die letzten Mittel und die ganze Kraft setzte Carlyle an dieses Buch; es sollte ja sein Schicksal entscheiden. Umfassende Studien waren der Arbeit vorangegangen; mit eisernem Fleiße, „in Weißglühhitze“ wurde sie vollendet. In fast einjähriger unausgesetzter Thätigkeit bewältigte er das ungeheure Material und schrieb den ersten Band „Die Bastille“. Seine Freunde, besonders John Stuart Mill, setzten große Hoffnungen auf dieses Werk, und Mill erhielt die eben

fertig gestellte Handschrift zur Durchsicht. Sorglos ließ er sie auf seinem Schreibtisch liegen, und eine Magd, die ihre Ordnungsliebe an diesem Möbel beweisen wollte, ergriff die losen Blätter und verbrannte sie bis auf werthlose Reste. In Verzweiflung stürzte Mill zu Carlyle, und Carlyle, dessen letzte Hoffnung so mit einem Schlage vernichtet war — suchte ihn zu trösten. „Ja siehst du meine Liebe, war nach Froude das erste Wort, das er zu seiner Frau sagte, als Mill fort war, der arme Kerl ist fürchterlich herunter; wir müssen versuchen, vor ihm zu verbergen, wie sehr ernst diese Geschichte für uns ist". In der That sehr ernst! Kein Wunder, wenn die folgende Nacht „voller Erregung und gelegentlicher scharfer Schmerzen war, als ob jemand mir ins Herz schnitt oder es fest zusammenschnürte", und doch „hatte ich kaum einen Augenblick lang meine Hoffnung verloren. ‚Wandle demütig vor Gott'. O hätte ich Glauben! Dann würde mir nichts zu hart und zu schwer sein. Flehe Gott im stillen darum an im Innersten deines Herzens. Er wird ihn dir sicherlich geben. Uebrigens komme ich mir wie ein Schuljunge vor, dem der unsichtbare Schulmeister sein Schreibheft zerriß, als er es ihm zeigte und dazu sagte: ‚Nein Junge, du mußt es besser machen!' Was kann ich anders thun, als mit traurigem Herzen gehorchen, gehorchen und es so für das Beste halten. Vorwärts denn und an die Arbeit in Gottes Namen!" So sein Tagebuch vom 7. März 1835, dem Tage nach Mills Besuch.

Der pekuniäre Verlust wurde von Mill trotz Carlyles anfänglichem Widerstreben gedeckt, aber das war das Wenigste. Alle Notizen waren vernichtet, die Stimmung unter dem niederschmetternden Eindruck der Hiobspost verflogen. Erst langsam und allmählich gewann Carlyle seine Arbeitsfähigkeit wieder. Dann aber gelang es ihm den Band neu zu schreiben, und kaum ein Leser dürfte es merken, welche Not er damit gehabt hat. Bis zum Jahre 1837 beendete er das ganze Werk nach unsäglichen Mühen. „Ich weiß nicht, — äußerte er zu seiner Frau, als er ihr die Handschrift reichte — ob dieses Buch etwas werth ist, weiß auch nicht, wie die Welt es behandeln oder mißhandeln, oder ganz und gar vernachlässigen wird, was am wahrscheinlichsten ist.

Dies aber könnte ich der Welt sagen: Seit hundert Jahren habt ihr kein Buch gehabt, das geraderen Weges und flammender aus dem Herzen eines lebenden Menschen gekommen ist".

Schildert Sartor den Kampf zwischen Glauben und Unglauben im Herzen des Einzelnen, so verlegt die Geschichte der französischen Revolution den Kampfplatz auf das Gebiet der Geschichte. Sie schildert, wie ein Volk, in dem der Glaube erloschen ist, weil es ihn im Augenblick, wo er ihm angeboten wurde (in der Hugenottenzeit) verwarf, ein Volk, in dem statt dessen Unglaube und Zweifel überhand genommen haben, dadurch an den Rand eines Abgrunds geführt wird, von dem es keine Konstitution, keine rein politischen Maßnahmen erretten können. Es giebt nichts, was einem Volke den Mangel an Glauben ersetzen könnte.

Gerade die französische Revolution, deren Schreckensszenen noch frisch in den Herzen seiner Zeitgenossen hafteten, konnte diese Wahrheiten mit unvergleichlicher Deutlichkeit lehren, und Carlyle war ganz der Mann dazu, sie in ein helles Licht zu stellen. Er besaß in hohem Maße die Fähigkeit, sich in die Seele der Personen, die er schilderte, so hineinzuversetzen, daß er gewissermaßen alles mit ihnen durchlebte. Der Wahrheitssinn des Geschichtsforschers und die Gestaltungskraft des Dichters vereinten sich bei ihm und offenbarten ihm gleichzeitig die Bedeutung der Persönlichkeit, besonders „des Helden" für die Geschichte. Läßt ihn sein Wahrheitssinn sowohl jede einzelne Thatsache auf das genaueste erforschen, wie die Gesammtheit der Thatsachen, die Geschichte, als ein Gericht über die Lüge, ein Gottesgericht über allen Unglauben und alles Formel- und Scheinwesen erkennen, so erblickt er in ihr, infolge der Bewunderung, die er den „Helden" zollt, das Erzeugniß der Thätigkeit von freien, wenn auch oft durch den Zeitgeist und die Umstände mehr oder minder gefesselten Persönlichkeiten. In der Schilderung dieses Zusammen- oder Gegeneinanderwirkens der äußeren Umstände und der menschlichen Persönlichkeiten ist die Geschichte der französischen Revolution vielleicht sein Meisterwerk. Dazu kommt die fast unerreichbare Kunst seiner Darstellung. In den Stürmen des heraufziehenden und hereinbrechenden Ungewitters, das von der Unfähigkeit der besitzenden Klasse unverstanden und

darum unabwendbar über das Land daherbraust, unter den Donnern und Blitzen des Strafgerichts Gottes, das über ein gottvergessenes, wie im Rausche einhertaumelndes Volk sich ergießt, unter den angstvollen Wehen einer neuen Zeit, deren Flügelrauschen der aufmerksame Hörer vom ersten Augenblick an aus der Ferne vernimmt, zieht wie in einem gewaltigen Gemälde, dessen Figurenreichtum uns anfangs fast erdrückt, doch Gestalt für Gestalt deutlich von einander getrennt und in scharfer Charakteristik gesondert, an unserm Auge vorüber. Wir sehen die einzelnen Persönlichkeiten nach einander auftauchen und bekannter werden, wir erleben es mit, wie sie allmählich ihren Höhepunkt erreichen und ihren Antheil an dem allgemeinen Wirrwarr mit mehr oder weniger Besonnenheit und Verständniß für ihre Zeit vollenden, und wie sie dann entweder von einem jener plötzlich hervorbrechenden Wirbel vernichtet werden oder, wenn es ihnen gelingt, sich aus dem Strudel zu retten, langsam wieder abtreten von der Bühne der Geschichte, vielleicht noch einmal aufflackern, wie ein verlöschend Licht, um dann einzugehen in die Vergessenheit, in das Schweigen der Ewigkeit. Carlyle führt uns mitten hinein in jene Zeit der Ratlosigkeit und der Widersprüche, er läßt uns ihre Gährung und ihre Zerklüftung schauen, er versetzt uns in die zwischen höchstem Jubel und tiefster Niedergeschlagenheit ewig wechselnden Stimmungen und giebt uns doch in dem Toben der Elemente der Menschenbrust einen sicheren Standort, einen festen Punkt durch seinen Glauben, der ihm ein Maßstab aller Dinge ist.

In drei großen Abschnitten rollt Carlyle die Geschichte der französischen Revolution*) vor unsern Augen auf. Das erste Buch — „die Bastille“ überschrieben — beginnt mit dem Tode Ludwig XV. Die Unfähigkeit des Hofes, die Ratlosigkeit der Minister, die überschwänglichen Hoffnungen der aufstrebenden Klassen, der Hunger des Volkes ziehen in lebensvollen Bildern an uns vorüber. Kein „Kriegsgott Broglie“ aber auch kein vielgewandter Necker, ja nicht einmal der schwarzbraune, vollköpfige Löwe Mirabeau, der König

*) Eine gute deutsche Uebersetzung ist von P. Feddersen, zweite Aufl. 1889 umgearbeitet von E. Erman, besorgt.

der Reichsstände, können dem armen Frankreich helfen. Was kann ihm überhaupt helfen? ‚Die Konstitution, so antwortet alles einstimmig; wir müssen eine Konstitution haben, dann wird alles gut sein'. Aber während Abbé Sieyès an seinen Konstitutionen baut, gehen die Ereignisse ihren eigenen Gang. Der Hunger ist nicht mit Papier zu stillen, die Queues an den Bäckerläden werden immer länger; unheimliche Gestalten, Sansculotten, erscheinen an der Bildfläche; die Gährung wächst, und die Erstürmung der Bastille am 14. Juli 1789, wie der Zug der Mänaden nach Versailles sind die ersten Ausbrüche der massenhaft aufgehäuften Zündmasse. Der arme, gar nicht zum Handeln, nur zum Leiden fähige König kehrt am 6. October 1789 als freiwilliger Gefangener „mit Vergnügen, mit Vertrauen unter sein Volk", nach Paris zurück.

Der zweite Theil des großen Dramas, „die Konstitution", beginnt. Glänzende Feste und wortreiche Reden können es nicht verdecken, daß sich die Gegensätze immer mehr zuspitzen. Trotz Nationalschwur und Pikenfest geräth der Thron immer mehr ins Wanken. Der einzige, der ihn vielleicht stützen könnte, Mirabeau, stirbt, und seit dann der unglückliche König den vereitelten Fluchtversuch gemacht hat, um bei Bouillé unterzukommen, der wie ein Hoffnungsstern in der Ferne, ach leider immer nur in der Ferne leuchtet, seit das aufgeregte Volk den eingefangenen Flüchtling in wütendem Triumph nach Paris zurückgeführt hat, ist alles verloren. Das Regiment hat die Jakobiner-Muttergesellschaft in der Hand, aber größer noch ist die Herrschaft des Verdachts. Ueberall wittert man Verrath. Den gänzlich unberechenbaren Einfluß, den unkontrollierbare Gerüchte in erregten Zeiten auf die Menge und damit auf den Gang der Ereignisse ausüben, hat wohl niemand wieder so meisterhaft geschildert, wie Carlyle. In Paris folgt ein Aufstand dem andern. Keine Konstitution kann etwas daran ändern, so schön sie Sieyès auch auf dem Papiere bauen mag. Im Lande steht als Retter des Königtums der Herzog von Braunschweig mit seinen Armeen, nicht zum Vortheil des unseligen Ludwig, der aus den Tuilerien am 13. Aug. 1792 mit seiner Familie in den Temple zieht.

Der letzte Akt des Schreckensregimentes hebt an. „Die

Guillotine" ist das alles beherrschende Zeichen. Neben der Gironde erhebt sich der Berg. Der „seegrüne unbestechliche" Robespierre, der mit einer Atmosphäre von Schmutz umgebene Marat, der Titan Danton wachsen an Einfluß. Die Gironde windet sich so gut sie kann, aber der Berg behält die Oberhand. Ueber Ludwigs Schicksal wird in drei Absätzen abgestimmt.

„Und so beginnt endlich um 8 Uhr Abends die dritte gewaltige Abstimmung mit Namensaufruf, appel nominal. Welche Strafe? Unentschiedene Girondisten, entschiedene Patrioten, Feinde des Königtums, Feinde der Anarchie: alle müssen hier Rede und Antwort stehen. Zahlloser Patriotismus wogt beim trüben Lampenlicht in allen Corridors, drängt sich auf allen Galerien, finster des Ausgangs harrend. Versammlungsdiener rufen gellend jeden einzelnen beim Namen und Departement auf; er muß auf die Tribüne steigen und reden.

„Augenzeugen stellen uns diese dritte Abstimmung und die andern, die aus ihr entsprangen und sie in die Länge zogen, als eine der merkwürdigsten Szenen dar, die man in der Revolution gesehen hat, als eine Szene, die mit wenigen kurzen Unterbrechungen von Mittwoch bis Sonntag Morgen dauerte. Die lange Nacht wird wieder Tag, die Blässe des Morgens verbreitet sich über alle Gesichter, und wieder sinken die Schatten des Winterabends herab, und trübes Lampenlicht brennt; aber durch Tag und Nacht und den Wechsel der Stunden steigt ein Deputierter nach dem andern die Stufen zur Tribüne empor, bleibt eine Weile droben im hellern Licht stehen, um sein Schicksalswort zu sprechen, und taucht dann wieder unter ins dunkle Gedränge. Wie Gespenster in der Mitternachtsstunde! Noch nie hat Präsident Vergniaud oder überhaupt irgend ein irdischer Präsident eine solche Sitzung zu leiten gehabt. Das Leben eines Königs und so vieles, das davon abhängt, schwebt zitternd in der Wage. Deputierter auf Deputierter steigt hinauf, das Summen wird still, bis er gesprochen; Tod; Verbannung; Einkerkerung bis zum Frieden. Viele sagen „Tod" mit so behutsamen, wohlstudierten Phrasen und Paragraphen zur Erklärung, zur Bekräftigung, zur leisen Empfehlung der Gnade,

als sie nur irgend aussinnen können. Viele sagen auch „Verbannung", nur wenig milder als Tod. Die Wage schwankt, noch kann niemand sagen, wohin. Und darüber brüllt der besorgte Patriotismus, durch kein Ansehen zur Ruhe zu verweisen.

„Durch dieses grimmige Brüllen des Patriotismus eingeschüchtert, stimmen viele der armen Girondisten für den Tod, das traurige Wort kurz durch elende jesuitische Casuistik rechtfertigend, „motivierend". Vergniaud selbst sagt „Tod" und motiviert auch durch jesuitische Sophismen. Der reiche Lepelletier St. Fargeau hatte zum Adel und dann in der Constituante zur patriotischen Linken gehört und hatte dort und anderswo nicht wenig gegen die Todesstrafe geredet und berichtet. Nichtsdestoweniger sagt er jetzt „Tod", ein Wort, das ihm noch theuer zu stehen kommen dürfte. Manuel stand im letzten August gewiß auf Seite der Entschiedenen, aber seit dem September und den Septemberszenen ist er immer gesunken und zurückgegangen. Besonders hier im Convent konnte kein Wort, das er sprach, Gunst bei dem Volke finden; jetzt sagt er „Verbannung" und verläßt in stummem Zorn den Platz für immer, von der wütenden Menge draußen in den Gängen mit Stößen entlassen. Philipp Egalité stimmt unter Berufung auf seine Ehre und sein Gewissen für den Tod, worüber selbst der Patriotismus den Kopf schüttelt und ein Murren und Schaudern durch den Schreckenssaal läuft. Robespierres Stimme kann nicht zweifelhaft sein, seine Rede ist lang. Man sieht die Gestalt des scharfen Sieyès hinaufsteigen; kaum verweilend, nur im Vorübergehen sagt die Gestalt: „La mort sans phrase, Tod ohne Phrasen", und steigt wieder hinunter. Wie Gespenster in der Mitternachtsstunde!

„Und doch, wenn der Leser denkt, daß das Ganze einen leichenhaften, traurigen oder auch nur ernsten Charakter trägt, so irrt er sich sehr. „Die Saalwärter in der Gegend des Berges", sagt Mercier, „sind wie Logenwärter in der Oper"; sie öffnen und schließen die Galerien für privilegierte Personen, für „die Maitressen Orléans-Egalités" oder andere hochgeputzte Damen von Stande, die in Seide, Spitzen und tricoloren Bändern einherrauschen. Galante Deputierte kommen und gehen, traktieren mit Eis und Erfrischungen, unter Ge-

plauder; die hochgeputzten Köpfe nicken zum Dank; einige von ihnen haben Karte und Nadel bei sich und merken da die Ja und Neins an, wie bei Rouge-et-Noir. Weiter oben herrscht Mutter Ducheſſe mit ihren ungeſchminkten Amazonen, die ſich nicht abhalten laſſen von langen höhniſchen Hahas, wenn das Votum nicht „la mort“ lautet. Hier auf dieſen Galerien ſtärkt man ſich mit Wein und Branntwein, „wie in offener Schenke, en pleine tabagie“. In allen Kaffeehäuſern in der Nähe ſind Wetten im Gange. Aber drinnen im Saal iſt jetzt Müdigkeit, Ungeduld, äußerſter Ueberdruß auf allen Geſichtern zu leſen, nur dann und wann ein Lichtſtrahl, je nach dem Wechſel des Spiels. Mehrere Mitglieder ſind eingeſchlafen; Diener kommen und wecken ſie, damit ſie ihre Stimmen abgeben; andere berechnen, ob ſie noch Zeit haben, eiligſt zum Eſſen zu gehen. Geſtalten tauchen auf, blaß wie Geſpenſter in dem trüben Licht, ſprechen von der Tribüne nur das eine Wort: Tod! „Tout est optique“, ſagt Mercier, „alles iſt wie ein optiſcher Schatten“. Tief in der Donnerstagsnacht, als ſchon das Abſtimmen vorüber iſt und die Sekretäre die Stimmen zuſammenzählen, kommt, geſpenſterhafter als alle andern, der kranke Duchâtel, in einem Seſſel getragen, in Tücher gehüllt, „in Schlafrock und Nachtmütze“, um für Gnade zu ſtimmen: eine einzige Stimme kann, wie man glaubt, entſcheiden.

„Doch nein! Inmitten tiefſter Stille muß Vergniaud jetzt mit ſchmerzlicher Miene ſagen: „Ich erkläre im Namen des Convents, daß die über Louis Capet verhängte Strafe der Tod iſt.“ Der Tod durch eine kleine Majorität von 53. Ja, zieht man gewiſſe 26 Stimmen, die „Tod“ ſagten, aber eine ſchwache Vorausſetzung von Gnade damit verbanden, von der einen Seite ab und legt ſie zu der andern hinzu, ſo iſt die Majorität nur eins.“

Am 21. Januar 1793 fällt Ludwigs unſchuldiges Haupt; der Enkel büßt die Sünden der Väter. Von nun an iſt der Scharfrichter Samſon der meiſt beſchäftigte Mann Frankreichs. Denn ſie müſſen alle ihrem Könige folgen; nicht nur die ſchöne, unglückliche Königin, ſondern auch ſeine Richter. „Auge um Auge, Zahn um Zahn“, wer will behaupten, daß dieſes Geſetz nicht mehr gelte? Zuerſt beſteigt die Gironde das

Schaffot. Der Berg watet noch in Blut, aber die Revolution verschlingt gleich Kronos ihre eigenen Kinder, auch Robespierre erlebt seine letzte Stunde. Darauf tritt eine allgemeine Reaktion ein. Wohl macht der Sansculottismus noch verzweifelte Versuche die Macht zu behalten, aber die Kartätschenschüsse Napoleon Buonapartes am 5. October 1795 strecken ihn nieder. Eine neue Aera für Frankreich nimmt ihren Anfang.

Das ist in großen Zügen der Stoff des dreibändigen Werkes, das vom ersten bis zum letzten Augenblick den Leser in höchster Spannung hält. Sir William Hamilton, der Philosoph, so erzählt Fischer, las die drei Bände von drei Uhr Nachmittags bis vier Uhr am nächsten Morgen durch, ohne sich von dem Buche trennen zu können, und nicht wenigen, deren Namen wir nicht wissen, mag es ähnlich gegangen sein. Man liest das Buch nicht, sondern man sieht die Geschichte vor sich, man erlebt sie mit. Unübertrefflich ist die scharfe Charakteristik der Personen, deren wie in einem Epos immer wiederkehrende Beinamen überaus bezeichnend gewählt sind. Daneben ist aber auch der Hintergrund, von dem diese Personen sich abheben, mit Meisterhand gezeichnet. Die Bedeutung der sozialen Nöte, des Hungers und der Ungerechtigkeit, neben den politischen Fragen hat Carlyles sozialpolitisch geschulter Blick zuerst richtig erkannt. Der Hunger ist eine treibende Macht in seiner Geschichte, und die freiheitlichen Phrasen sind wie ein berauschender Trank, — „ein Taumelkelch" sagt der Prophet Jesaias — der diesen Hunger wohl auf Augenblicke übertäuben kann, aber nur um ihn nachher desto schmerzhafter zu machen. Daß den Nöten und der Sehnsucht der Menschen nicht mit Konstitutionen, Veränderung des Wahlrechts und ähnlichen Mitteln, sondern allein mit weiser Regierung und Abstellung von Ungerechtigkeiten abzuhelfen sei, und daß jede Nichtbeachtung dieser Wahrheit unsäglichen Jammer über die Völker bringen muß, ist der große Leitsatz, der als Grundmotiv aus diesem mächtigen Gesange, dieser „Apotheose des Sansculottismus" herausklingt. —

Hier wollen wir gleich noch ein drittes Werk Carlyles anreihen, das bald nach seiner Geschichte der französischen

Revolution verfaßt, in eigentümlicher Weise seine sozialen Anschauungen zum Ausdruck bringt, wie Sartor seine religiösen und die französische Revolution seine politischen Ueberzeugungen. Es ist dies die kleine, kaum 100 Seiten fassende, aber hochbedeutsame Schrift Chartismus*), die er 1839 vollendete.

Die große Umwälzung, welche durch die Einführung der Maschinentechnik in den Lebensverhältnissen der gesammten Menschheit, vorzüglich aber der niederen Klassen hervorgerufen wurde, machte sich naturgemäß zuerst und am stärksten in England geltend. Die Maschine brachte anstatt des erhofften Paradieses neben ihren reichen Gaben auch eine Fülle von Elend über die in den Industriestädten zusammengepferchten Arbeiter. Ein tiefgehender Groll erfüllte die Herzen und machte sich in Petitionen um Reform des Wahlrechtes, aber auch in Aufständen, Zerstörung der verhaßten Maschinen, Brandstiftungen und Attentaten Luft. Die soziale Frage stand plötzlich im Brennpunkt des öffentlichen Interesses. Ganz England sah höchst erstaunt auf diese neue Erscheinung im politischen Leben, und die politischen Doktoren aller Parteien fingen an ihre Rezepte gegen die Chartisten**) zu verschreiben, z. B. Eisenpillen aus Feuergewehren. In die größeste Verlegenheit kamen durch diese Arbeiterbewegung die orthodoxen Liberalen, die den Grundsatz des Manchestertums laissez faire et aller, alles gehen lassen, wie es wollte, dann werde alles gut gehen, als Quintessenz aller politischen und sozialen Weisheit priesen. Man hatte alles gehen lassen, wie es wollte, aber die von allen Seiten einlaufenden Berichte von Unruhen, und die hie und da aufsteigenden Rauchsäulen eingeäscherter Fabriken bewiesen, daß durchaus nicht alles gut ging.

*) In einer neuerdings von Vandenhoeck u. Ruprecht unternommenen, mit Anm. versehenen deutschen Ausgabe der Sozialpolitischen Schriften von Th. Carlyle bildet Chartismus den Anfang des 1. Bandes. Hier sei gleichzeitig noch bemerkt, daß eine englische Gesammtausgabe der Werke Carlyles in 34 Bden London 1869—71 erschienen ist. Eine deutsche Ausgabe wurde von Kretzschmar 1855 begonnen.

**) So genannt von ihrem Bestreben, eine neue magna charta zu erhalten, welche die Grundrechte auch der niedersten Volksklassen festlegen sollte.

Carlyle hatte von früher Jugend an auf die ersten Anzeichen dieser Bewegung achten gelernt. Sein scharf beobachtender Vater, dessen Auge durch keine Parteibrille getrübt war, hatte ihn schon auf die bevorstehenden Umwälzungen, wie auf die steigende Not hingewiesen. „In den Jahren der Theuerung, so hörte er ihn erzählen, als das Hafermehl 10 Shilling der Stein kostete, sah ich die Arbeiter, lediglich besorgt ihre Armut zu verbergen, einen jeden einzeln an den Bach gehen und dort trinken, anstatt Mittag zu essen." Seitdem hatte Carlyle diese Verhältnisse im Auge behalten. Seine Briefe legen Zeugniß ab von dem tiefen Eindruck, den Fabrikstädte, wie Birmingham, auf ihn machten. Soziale Beobachtungen beschäftigten ihn selbst in der Einsamkeit von Craigenputtock, wo arme Irländer über die Moore wanderten, um zu betteln, während noch tausend und abertausend Morgen Landes dort unbewirthschaftet lagen, die ihnen allen reichliche Nahrung geben konnten. Hier lernte er auch verstehen, wie sehr durch die seit Jahrhunderten fortgesetzte Mißwirthschaft in Irland die soziale Frage in England verschärft wurde. Im Sartor finden wir dann ergreifende soziale Bilder, so die Gegenüberstellung der Stutzer und Packesel, und vielfache Behandlung von sozialen Fragen. Auch bei seinem ersten Aufenthalt in London 1831 beschäftigte ihn, wie sein Tagebuch bezeugt, die soziale Frage fortwährend. „Die Hoffnung Menschen durch Politik glücklich zu machen, ist eitel, heißt es da. Man kann ein Regiment von Schurken nicht zu einem Regiment ehrlicher Leute einexerzieren, so schlau man sie auch anwerben und eintheilen mag. Man gebe uns ehrliche Leute, und das wohlgeordnete Regiment macht sich von selbst. Reformiere einen Menschen — deinen eigenen inneren Menschen. Das ist mehr werth als Reformen für eine ganze Nation ausklügeln".

Was ihn so lange innerlich bewegt hatte, gewann endlich im Jahre 1839 feste Gestalt in der erwähnten kleinen Schrift Chartismus, die sofort bei ihrem Erscheinen großes Aufsehn erregte, so neu waren damals die darin entwickelten Ideen. Freilich hatte auch noch Niemand vorher die höheren Klassen mit solchen flammenden Worten auf ihre Unterlassungssünden hingewiesen, noch Niemand eine so schonungs-

lose Kritik an das laissez-faire gelegt! Alles gehen lassen, wie es will, in dieser Welt, in der ein Paulus am Galgen stirbt und ein Nero auf dem Kaiserthrone fiedelt, und alles soll gut werden? Laissez faire? Ist das nicht recht eigentlich ein Abdanken der Regierenden, ein Zugeben, daß sie fernerhin unfähig sind zu regieren? Alle Zuckungen in der Arbeiterwelt, welche die Lage des Landes so bedrohlich machen, sind nichts anders als eine zum Himmel emporschreiende Bitte der Arbeiter: regieret uns weise! und Englands Regierende antworten: Laissez faire, laßt alles gehn!? Was thun die Kreise, die das Volk erziehen und leiten sollen? Die Aristokratie — schießt Rebhühner; die Kirche — sucht Ehren; das Parlament — berät über Quisquilien. Jeder denkt nur an sich und an seinen Vortheil und Genuß, niemand an seine Aufgabe, an seine Pflicht. Das war früher anders! Durch den Mund eines fingierten Deutschen, Professor Sauerteig, läßt Carlyle einen Rückblick werfen auf die Vergangenheit, die er später in einer besonderen Schrift Past and Present geradezu der Gegenwart entgegenstellte. Die Vergangenheit war gewiß nicht ideal, sondern rauh und roh, aber die Menschen standen doch in einem berechtigteren Verhältniß zu einander. „Damals war Baargeld noch nicht das einzige Bindemittel zwischen Mensch und Mensch geworden. Die Hochstehenden erwarteten damals von den Niederstehenden etwas anderes als Geld, sie konnten nicht leben, ohne dies von ihnen zu erhalten. Nicht allein als Käufer oder Verkäufer von Land oder andern Dingen standen die Niederen mit den Höheren in Beziehung, sondern auch in manch anderer Weise, als Soldat und Feldherr, als Clansmann und Häuptling, als treuer Untertan und herrschender König". Heute weiß unsere Gesellschaft meist nur, daß sie zum „Schutze des Eigentums" besteht. Aber „was ist denn nun dein Eigentum? Jene pergamentne Besitzurkunde, jene Börse, welche du in deinen Hosentaschen zuknöpfst? Ist das dein werthvolles Eigentum? Unglücklicher Bruder, armer zahlungsunfähiger Bruder, ich, der ich kein Pergament besitze und eine Börse habe, die sehr oft ganz schlaff und so leicht ist, daß sie im Winde hin und her weht, ich habe ein ganz anderes Eigentum als das! Ich habe den Lebensodem in

mir, der vom allmächtigen Gott in meine Nase geblasen ist. Ich habe Liebe, Gedanken, eine gottgegebene Fähigkeit zu sein und zu thun, also Rechte — z. B. das Recht auf deine Liebe, wenn ich dich liebe; auf deine Leitung, wenn ich dir gehorche. Ich habe die seltsamsten Rechte, von denen man auf den Kanzeln wohl noch etwas hört, wenn sie auch jetzt fast unverständlich geworden sind .... Dieser mein schwindsüchtiger Geldbeutel ist etwas, ist nichts, ist der Sklave von Taschendieben, von Halsabschneidern, jüdischen Maklern, Goldstaubräubern; er war sein, er war mein, er ist Dein, wenn dir soviel an ihm liegt, daß du ihn stiehlst. Aber meine Seele, mir von Gott eingehaucht, mein Ich und alle seine Fähigkeiten, die sind mein, und ich werde mich dem widersetzen, der sie stehlen will. Das nenne ich mein und nicht dein, das will ich behalten und die Arbeit damit thun, die ich vermag. Gott hat sie mir gegeben, und der Teufel soll sie nicht wegnehmen. Ach, meine Freunde, die Gesellschaft besteht jetzt und bestand ehemals zu vielen Zwecken, die nicht leicht zu definieren sind ... Sollte sie jemals durch einen grausamen Zufall dahin kommen, nur zum Schutze des Hosentaschen-Eigentumes zu existieren, so würde sie sehr bald die Fähigkeit verlieren, selbst das zu beschützen und ihre Laufbahn würde zu Ende sein auf dieser Erde".

Wie soll es nun besser werden? Gewiß nicht durch Demokratieen, Abstimmungen, Reformgesetze. „Es kommt weniger darauf an die Menschenrechte festzustellen, als die Menschenkräfte", und darauf, daß jeder an sich und an seinem Theile in der Welt seine Pflicht thue. England braucht eine neue Aristokratie, Höherstehende, die sich ihrer Pflichten gegen ihre Brüder bewußt sind, sich ihnen verbunden fühlen und sie weise leiten. Das Band, das alle verbindet, kann dabei schließlich nur die Religion sein, die eine Macht im Volke werden muß. Natürlich nicht jener äußerliche Lippendienst, den könnten ebensogut redende Maschinen, Phonographen würden wir heute sagen, verrichten. Freilich „Seele wird nur durch Seele entzündet. Das Erste und auch das Letzte und Einzige, was nötig ist, um Religion zu ‚lehren', ist, einen Mann zu finden, der Religion hat". Bis dieser kommt, weist Carlyle auf zwei Wege hin. Der eine, „daß

alle Engländer lesen lernen", wie es in Preußen schon durchgeführt sei, der andere, um der drohenden Uebervölkerung zu steuern, eine energische Auswanderungs- und Kolonialpolitik. Mit tiefem Ingrimm bekämpft er jene unmenschliche Theorie von Malthus, wonach nur Krieg, Pestilenz oder grauenhafte und unsittliche Mittel imstande wären, der drohenden Uebervölkerung zu steuern, durch einen Hinweis auf die weiten Strecken des Erdballs, die noch der Beackerung und Kultivierung harren. Nachdrücklich weist er immer von neuem auf den Widersinn hin, der darin liegt, daß an der einen Stelle Arbeitslosigkeit herrscht, und der ehrliche Arbeiter, der arbeiten will, keine Arbeit findet, während an so vielen andern Stellen der Welt ungeheure Schätze ungehoben liegen.

Wer diese durch und durch modernen, heute im Mittelpunkt der Erörterung stehenden Gedanken an sich vorüberziehen läßt, mag sich billig wundern, daß sie bereits vor sechzig Jahren von Carlyle der Welt mitgeteilt wurden. Seine sozialpolitischen Werke sind es gerade, die ihn für die heutige Zeit zu einer moralischen Macht ersten Ranges machen. Er hat zuerst die großen sozialen Probleme scharf bezeichnet, an deren Lösung wir heute arbeiten, von deren Lösung die weitere Entwicklung der Menschheit abhängt. Die Forderungen nach der Einschränkung der Arbeitslosigkeit, nach dem Schutz der gesammten Persönlichkeit, nach der Beseitigung der sozialen Willkür und Anarchie, die er zuerst erhoben hat, werden sobald nicht von der Tagesordnung verschwinden. Er hat zuerst nachdrücklich die europäische Gesellschaft auf die schwere Wunde hingewiesen, an der sie siecht, auf die Kluft, die sich zwischen Volksklassen aufgethan hat, die zu einander gehören und ohne einander nicht bestehen können, und wie Posaunentöne des Gerichts erklingt seine Warnung, daß, wer seine Macht nicht recht benutzt, schließlich gestürzt wird, daß auch im Leben der Völker Spreusaat nie Weizenernte erzielen kann.

Natürlich müssen Carlyles Anschauungen weiter gebildet werden. Nichts wäre falscher, als wenn man mechanisch auf Deutschland im Jahre 1895 anwenden wollte, was für England im Jahre 1839 gesagt ist. Auch hier würde der Buch-

ſtabe töten, während doch nur der Geiſt Leben erwecken kann. Insbeſondere geht Carlyles Unterſchätzung der Bedeutung politiſcher Maßnahmen und Veränderungen für das ganze ſoziale Leben eines Volkes zu weit. Reformen, die in wild erregten Zeiten, während einer franzöſiſchen Revolution, keinen Erfolg mehr haben, können in ruhigen Zeiten, rechtzeitig angewandt, gleich Ventilen wirken, die eine übermäßige Spannung verhindern. Aber ſelbſt dieſe Unterſchätzung wollen wir uns eher gefallen laſſen, als den Irrwahn, der heute ſo weite Schichten ergriffen hat, es könne durch einige durchgreifende politiſche und ſoziale Veränderungen eine Art Himmel auf Erden geſchaffen werden. Das Wichtigſte an Carlyles ſozialpolitiſchem Standpunkt ſcheint uns der Nachdruck zu ſein, mit dem er hervorhebt, daß Rechte auch Pflichten mit ſich bringen und daß, wer ſeine Pflichten gegen das geſammte Volk verſäumt, auch nicht hoffen darf, daß ihm auf die Dauer Rechte zugeſtanden werden.

Wir möchten dieſe Erörterungen nicht abſchließen, ohne darauf aufmerkſam zu machen, wie wunderbar die wechſelſeitigen Beziehungen zwiſchen den Völkern ſich geſtalten. Am Anfang des Jahrhunderts ging Carlyle in der geiſtigen Werkſtatt der Deutſchen zur Lehre und öffnete dem deutſchen Geiſt eine Pforte in England; jetzt am Ende des Jahrhunderts fluten Carlyles Anſchauungen nach Deutſchland zurück und werden uns zu einer Leuchte in den Wirrſalen unſerer ſozialen Nöte. Wer auch nur ein wenig mit der neueren nationalökonomiſchen und ſozialen Litteratur vertraut iſt, in erſter Linie der Richtungen, die ſich neuerdings in den evangeliſch ſozialen Kongreſſen zuſammengeſchloſſen haben, wird bald bemerken, daß die Vorkämpfer dieſer Beſtrebungen ihre beſten Waffen aus Carlyles Geiſtesſchmiede empfangen haben.

5. Der Meister.

Das Ende jenes Mannes wird besser sein als sein Anfang.
Carlyle.

„Man muß für jegliches Genie, das man haben mag, theuer bezahlen! Es bedeutet vor allem Empfindlichkeit der Seele, und das wiederum schließt Leiden, Schmerz und Elend ein, das von der Natur unbewußt, oder von Menschen bewußt oder unbewußt über uns verhängt wurde. Es ist in Wahrheit eine schwere, schmerzlich zu tragende Last, wie fromm man sie auch immer auf sich nimmt". Damit giebt Carlyle den Grundton seines Lebens an, der aus allen seinen Briefen und Werken, von der frühesten bis zur letzten Zeit seines Lebens, herausklingt. Uns kommen seine Klagen, seine übergroße Empfindlichkeit gegenüber allen äußeren Störungen vielleicht hie und da etwas übertrieben vor, aber es bleibt doch wahr: je feiner organisiert ein Mensch ist, um so schmerzlicher wird er den Gegensatz zwischen Fleisch und Geist, zwischen Wollen und Können, zwischen Ideal und Wirklichkeit empfinden und darunter leiden. Es war eben bei Carlyle nicht nur die Lösung eines philosophischen Problems, sondern der Inhalt seines Lebens selbst, daß der Mensch nicht auf der Erde sei, um glücklich zu werden, sondern um zu arbeiten und zu schaffen, seine Stellung in der Menschheit auszufüllen, so gut er konnte, wenn auch unter fortwährender Mühsal und Leiden.

Inzwischen war wenigstens die leidige Existenzfrage in den ersten Jahren des Londoner Aufenthalts in einer Weise gelöst, die Carlyle zeigte, daß seine Person sich einer größeren Beachtung erfreute, als er es selbst geglaubt haben mochte. Wohl hatte er schon hin und wieder Spuren davon bemerkt in den mancherlei Briefen, die auf Grund seiner Aufsätze bei ihm eintrafen, aber diese kamen zum Theil von so eigenartigen Persönlichkeiten, daß Frau Carlyle in einem Briefe aus jener Zeit allen Ernstes die Frage aufwarf, „ob es nicht eigentümlich sei, daß die Schriften ihres Mannes nur von Frauen und Tollhäuslern wirklich verstanden und

vollständig gewürdigt würden?" In diesem Falle hatten jedoch, wie so oft, Frauen den rechten Blick für das Große und Geniale gehabt, und ihre Fürsorge erhob Carlyle jetzt über die Misère des täglichen Kampfes ums Dasein. Zwei Damen, Fräulein Wilson und Harriet Martineau, gelang es, eine größere Anzahl zum Theil hochgestellter Frauen und Männer als Publikum für Vorlesungen zu gewinnen, die Carlyle in einem eigens dazu gemieteten Saale halten sollte, und deren Ertrag ihm bei seinen bescheidenen Ansprüchen den Lebensunterhalt sichern konnte, bis die Einnahmen aus dem Absatz seiner Bücher stiegen. Von 1837—1840 hat Carlyle jährlich eine Serie solcher Vorträge gehalten unter stetig wachsender Theilnahme, sodaß er beim Abschluß der letzten Vorlesung mit Recht sagen konnte, daß „die Gebildeten und Ausgezeichneten, die Schönen, die Weisen, etwas vom Besten in England, geduldig seinen rauhen Worten" zugehört hätten. Seine Freunde aber wußten, daß sie nicht nur geduldige, sondern begeisterte Zuhörer gewesen waren, hingerissen von der Macht der Rede sowohl, wie von der Bedeutsamkeit des Inhalts, den ihnen dieser eigentümliche Mann „wie mit wildem Annandaler Kartätschenhagel" nicht nur in die Ohren, sondern in die Herzen rief. Die in geistiger und sozialer Beziehung hervorragenden Kreise Londons gewannen durch diese Vorträge ein lebhaftes Interesse für Carlyle. Sie überzeugten sich, nach Frau Carlyles charakteristischer Bemerkung, „daß er ein Mann von wahrem Genie sei, und es verdiene, für eine mäßige Summe am Leben erhalten zu werden".

Eine Vorstellung von dem Eindruck, den diese Vorlesungen machten, können wir noch heute erhalten, wenn wir einen Blick auf die letzte Serie der Vorträge werfen, in denen er sein Lieblingsthema behandelte und von großen Menschen sprach, „von der Art ihrer Erscheinung in unsern Weltangelegenheiten, und was für Gestalt sie in der Weltgeschichte angenommen, was für Arbeit sie gethan haben; — von Helden nämlich und ihrer Aufnahme und Verrichtung; was ich Heldenverehrung und das Heldentümliche im menschlichen Thun und Treiben nenne. Ein großer Gegenstand, in der That ein grenzenloser; weit wie die allgemeine Geschichte selbst. Denn alles, was wir in der Welt fertig dastehen

sehen, ist eigentlich das äußere, leibliche Ergebniß, die thatsächliche Verwirklichung und Verkörperung von Gedanken, welche den in die Welt gesandten großen Menschen innewohnten; die Seele der ganzen Weltgeschichte, so dürfte man füglich annehmen, wäre die Geschichte Dieser". Diese Vorlesungen sind später von Carlyle ausgearbeitet und unter dem Namen „Ueber Helden, Heldenverehrung und das Heldentümliche in der Geschichte" als Buch*) herausgegeben; bis auf den heutigen Tag unter allen Werken Carlyles vielleicht die verbreitetste und eindrucksvollste Schrift. Für die damalige Zeit hatte sie zudem die Bedeutung, daß darin eine Reihe von großen Männern zum erstenmale wieder in ihrer wahren Gestalt der Nachwelt dargestellt wurden.

In sechs Vorlesungen behandelte hier Carlyle Heldengestalten aus den verschiedensten Wirkungskreisen, um daran nachzuweisen, daß allen Helden, mögen sie der Welt als Gottheit oder Prophet, als Dichter oder Priester, als Schriftsteller oder König erscheinen, gewisse Eigenschaften, vor allem Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit, sowie ein starkes gläubiges Herz, gemeinsam seien. Ohne diese Tugenden ist es unmöglich, Großes zu erreichen. Mit tiefem Ingrimm bekämpft Carlyle die in seinen Tagen vielfach verbreitete Geschichtsauffassung, als hätten einzelne große Männer ihre Erfolge durch allerlei Gaukeleien und Betrügereien erlangt. „Man würde ganz und gar nicht wissen, was man von der Welt halten sollte, wenn Quacksalberei so darin gedeihen und sich bewähren könnte". Am Glänzendsten ist ihm die Beweisführung hierfür wohl in dem zweiten, über Mohammed gehaltenen Vortrag gelungen, von dem er selbst erzählt: „unter meinen Zuhörern befanden sich Bischöfe und alle möglichen andern Leute. Ich gab ihnen zu verstehen, daß der arme Araber Eigenschaften an sich habe, die sie alle nachzuahmen gut thun würden, daß sie selbst höchst wahrscheinlich größere Quacksalber wären als er; kurzum, daß sie heute etwas ihnen völlig Neues zu hören bekämen. Sie schienen höchst erstaunt und höchst befriedigt". Mohammed kein Cagliostro, „er ist keineswegs der wahrste Prophet, aber ich halte ihn für einen

1) Ins Deutsche übersetzt von J. Neuberg, Berlin 1853.

wahren", das ist in kurzen Worten der Inhalt dieses prächtigen Vortrags, der unter den Geschichtsforschern eine neue Würdigung Mohammeds anbahnte.

In den letzten Vorträgen, in denen Carlyle bis in die jüngste Vergangenheit heruntersteigt, weiß er seinem Thema eine neue Beleuchtung zu geben, indem er neben wahre Helden andere Männer stellt, die auch an ihrem Theile Gewaltiges und Erstaunliches geleistet haben, aber doch nicht zu den wahrhaft großen Helden gerechnet werden dürfen, weil ihnen eine oder die andere der von wahrer Größe unzertrennlichen Eigenschaften fehlte. So stellt er den Schriftsteller-Helden Johnson und Burns (für eine Behandlung Goethes unter diesem Gesichtspunkt schien ihm die Zeit noch nicht reif) Rousseau gegenüber, mit seiner Eitelkeit und Selbstsucht, die ihn nur zum Heldentum im Niederreißen, nicht im Aufbauen kommen ließen und seinem Bild trotz seiner bedeutenden Gaben für alle Zeit unauslöschliche Flecken eingeprägt haben. Am deutlichsten aber wirkt in dem letzten Vortrag der Gegensatz zwischen dem „seelentiefen kalvinistischen" Cromwell und dem dämonischen Napoleon, dessen „gedrungene, hellsehende, fertige italienische Natur, die er einst gehabt, sich in einen trüben Dunstkreis französischer Fanfaronade eingehüllt und sich halb darin aufgelöst hatte". Der Leser fühlt stets die Gerechtigkeit des Urteils, und die Lektüre des Buches hat die Wirkung aller Carlyleschen Schriften, den Leser nicht nur intellektuell, sondern sittlich zu fördern. Denn diese Vorträge „offenbaren eine stürmische Entschlossenheit, über verschiedene Dinge die Wahrheit zu verkünden", und wenn wir mit Carlyles Augen sehen, so können wir in der That „keinen großen Menschen, sei's auch noch so unvollkommener Weise, betrachten, ohne Gewinn von ihm zu ziehen; denn ein großer Mann ist ein lebendiger Lichtborn, welchem nahe zu sein gut und erquicklich ist".

Diese Vorträge über Helden und Heldenverehrung haben Carlyle wohl auch zu seinem nächsten Werke angeregt. Schon in früherer Zeit finden wir in seinem Tagebuch die Bemerkung, daß „Biographie die einzig wahre Form der Geschichtsschreibung" sei, ein Urteil, das sich aus seiner Anschauung von der Bedeutung der Persönlichkeit für die Geschichte ganz

von selbst ergiebt. Ist, wie Carlyle es ansieht, „der große Mensch immer wie ein Blitz vom Himmel; die übrigen Menschen warteten auf ihn wie Brennstoff, und dann flammten auch sie“, wer will es dem Schriftsteller verdenken, wenn er lieber dem himmlischen Feuer, als dem vielleicht wenig erquicklichen Brennstoff nachforscht? So finden wir, daß Carlyle sich von nun an in seiner Thätigkeit als Geschichtsschreiber ausschließlich der Biographie zuwendet, und die Geschichte der einzelnen Epochen vor allem an dem Einfluß darstellt, den die Ereignisse des geistigen, politischen und sozialen Lebens auf seine Helden ausüben.

Zunächst war es die Persönlichkeit Cromwells, die ihn anzog; sehr entgegen den landläufigen Vorstellungen, die man damals von dem Protektor hatte. Es war nun einmal Carlyles Aufgabe, gegen den Strom der öffentlichen Meinung zu schwimmen, und er hat sie treulich erfüllt. Für uns ist es heute kaum verständlich, welche ungeheuren Schwierigkeiten er dabei zu überwinden hatte. Aber die „aufgeklärte Vernunft“ des 18. Jahrhunderts, dem jede von religiösen Beweggründen getriebene Persönlichkeit in tiefster Seele fremd und unverständlich blieb, hatte Cromwells Bild unglaublich entstellt. David Hume, einer der Hauptvertreter der englischen Philosophie jenes Jahrhunderts, hatte gelegentlich geäußert, daß eine Sammlung der Predigten und Reden Cromwells „als eins der unsinnigsten Bücher der Welt würde gelten können“, und in diesem Tone hatten es ihm seine Nachfolger nachgesungen. Durch alle diese entstellenden Hüllen zur echten Persönlichkeit Cromwells hindurchzudringen, war eine überaus schwere Arbeit. „Ich habe niemals, klagt Carlyle, solch eine konfuse, einschläfernde, endlose Masse von Dummheiten gelesen. Und doch sage ich mir, daß unter diesem Aschenhaufen ein großer Mann und eine große Zeit begraben liegen. Kann man ihn nicht wieder ausgraben, sichtbar darstellen und sozusagen von neuem erschaffen helfen?“ Wohl hatten schon einige Wenige vor Carlyle erkannt, daß Cromwell größer war, als sein damaliger Ruf, so selbst Carlyles Antipode Macaulay, aber noch Niemand hatte den genauen geschichtlichen Nachweis dafür geliefert. Carlyle, dem das Bild des puritanischen Protektors mit seinen unüber-

windlichen Soldaten, den Ironsides, „Männern, die Gott fürchteten und keine andere Furcht kannten“ *), schon von frühester Jugend an durch die Erzählungen seiner Mutter in die Seele geprägt war, unternahm es zum erstenmale in seinen Vorlesungen über Heldenverehrung Cromwell „vom Galgen herabzunehmen“, „ihn für keinen Schelm und Lügner, sondern für einen wahrhaft rechtschaffenen Mann zu erklären“, ja sogar sein Auftreten den Höhepunkt des Protestantismus zu nennen, die „heldenmütigste Seite, welche der ‚Glaube an die Bibel‘ hienieden darzustellen bestimmt war“.

Was Carlyle in den Vorlesungen in großen Zügen ausgeführt hatte, belegte er in seinem bedeutenden, nach fast sechsjähriger, angestrengter Arbeit 1844 beendeten Werke „Oliver Cromwells Briefe und Reden“ bis ins Einzelne mit Thatsachen, und lehrte seine Zeit auch die vielgeschmähten Reden Cromwells wieder verstehen als das, was sie waren; nämlich nicht als Lügen eines ehrgeizigen Heuchlers, sondern als „das Wort eines aufrichtigen unbeholfenen Mannes, der nicht gewohnt ist, die großen Gedanken, die in ihm schlummern, auszusprechen, sondern sie handelnd darzustellen“.

Carlyles Buch errang durch die Fülle des dargebotenen Materials und die Unwiderleglichkeit seiner Beweisführung einen schnellen, von ihm selbst ungeahnten Erfolg. Bald wurden neue Auflagen notwendig. Alle Welt fühlte, was Sir Robert Peel, Englands großer Staatsmann, dem Carlyle entgegen seiner sonstigen Gewohnheit ein Exemplar des Werkes überreicht hatte, in seinem Antwortschreiben aussprach, daß dieses Buch „ein neues Licht über ein äußerst wichtiges Kapitel der englischen Geschichte verbreite“.

Während der sechs Jahre, in denen Carlyle an seinem Cromwell arbeitete, hatte sich seine Stellung in London vollends befestigt. Besonders seit dem Erscheinen der „Französischen Revolution“ brach die lang verhaltene Anerkennung für ihn mächtig durch. Zu seiner Freude wurden seine Werke selbst von Arbeitern viel gelesen, und unorthographische, aber herzliche Briefe dankten ihm, daß er ihre Absender gelehrt

*) Wahrscheinlich die Grundstelle für den berühmten Ausspruch Bismarcks: Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt.

habe, wie ein Mensch nicht durch den Verstand, sondern durch den Glauben lebe. Der Name Carlyle fing an ein Schiboleth zu werden, ein Panier, um das sich die besten Kräfte des jungen England schaarten. Solche Erfahrungen stärkten seinen Mut, und kamen auch wieder einmal Zeiten, in denen er „so kleinmütig wurde wie der neunte Theil eines Schneiders und das Gefühl hatte, als vermöchte er weiter nichts, als in seinem Loche zu sterben, wie eine vergiftete Ratte", so blieb doch seine im Grunde starke Natur siegreich und ließ ihn von neuem erfolgreich an die Arbeit gehen.

Im häuslichen Leben hatte die Einsamkeit Craigenputtocks einer reichen, Carlyle oft zu reichen Geselligkeit Platz gemacht. Carlyles Haus in Chelsea ward ein magnetischer Anziehungspunkt für weite Kreise. Der junge John Sterling gehörte zu seinen ersten Gästen. Ein edler, hochsinniger junger Mann, mit den schönsten Gaben des Geistes und Herzens ausgestattet, der sich unwiderstehlich zu Carlyle hingezogen fühlte und ihn als Meister und Lehrer verehrte; der erste zugleich, der in der Westminster Review in einem besondern Artikel die Bedeutung Carlyles verkündete. Anfangs hatte Sterling es versucht, den Freund für das Bekenntniß der Hochkirche zurückzugewinnen, aber Carlyles Abneigung vor einer Verschmelzung christlicher Wahrheiten mit moderner Philosophie machte solch ein Unternehmen aussichtslos, und seitdem hatte sich Sterling immer mehr dem Standpunkte Carlyles genähert, der dazu ermahnte: „Lasset uns aufhören, den Versuch zu machen, Gott zu gestalten, aber dabei keinen Augenblick vergessen, daß er trotzdem wahrhaft ist, und zwar heute sowohl wie am ersten Tage". Dem Zusammenhang zwischen der intellektuellen und ethischen Natur des Menschen wird diese Anschauung zwar, wie uns scheinen will, nicht völlig gerecht, aber sie ist wohl im Stande, dem modernen Menschen einen Ausweg aus mancherlei Kämpfen zu weisen. Das hatte sie auch Sterling geleistet, der nach kurzer Zeit theologischer Laufbahn sich der Litteratur zuwandte, dann aber leider früh an der Schwindsucht starb. Bis zu seinem Tode hing er mit rührender Anhänglichkeit an Carlyle, dem er mit Aufbietung der letzten Kräfte noch einen herzlichen Abschiedsbrief sandte. „Niemand ist das für mich gewesen,

heißt es darin, und hat das für mich gethan, was Du gethan hast und Du mir gewesen bist. Der Himmel segne Dich. Wenn ich Dir vom Jenseits aus beistehen kann, so soll es geschehen". Carlyle hat später (1851) des Freundes Leben geschildert und mit seiner gewohnten Meisterschaft Sterlings Entwicklungsgang dargestellt.

Neben Sterling sei Thomas Erskine, der „schottische Heilige", als Freund des Carlyleschen Ehepaares erwähnt. Er war Carlyle lieb, „wie ein Trank süßen ländlichen Meths, der in Krystallgläsern und auf silbernen Tellern präsentiert wird". Bei ihm fand er wieder seine „alte Liebe für die Klasse der Frommen" bestätigt, denn es gebe „keine andere Klasse von Menschen, in der sich so viel reine Menschlichkeit, ja, Toleranz der bessern Art, vereinigte". In seiner ruhigen, zuverlässigen, allzeit hilfsbereiten Art stand Erskine durch mehr denn 30 Jahre hindurch dem Ehepaar treu zur Seite. Auch dürfen wir Herrn Baring nicht vergessen, den spätern Lord Ashburton, einen der intimsten Freunde Carlyles. Er führte unsern Helden in die Kreise der Londoner Aristokratie ein, in denen Carlyle sich seitdem zeitlebens viel bewegte. Bedeutender noch als der Lord war seine Gemahlin Lady Harriet, „eine königliche Erscheinung, sagt Carlyle, wie ich eine zweite nie gesehen oder gekannt habe", jedenfalls eine Königin in ihren Kreisen und stets anregend und voller unveränderter Freundschaft für Carlyle, der ihr Haus mehr denn irgend ein anderes besuchte. Auch Joseph Mazzini, den italienischen Flüchtling, finden wir häufig in Cheyne Row, der freilich bei Frau Carlyle angesehener war als bei ihrem Gatten, welcher für seine liberalen Freiheitsträume meist nur ein Achselzucken übrig hatte. Daneben der „ruhige, brüderliche, treuherzige" Dichter Tennyson, der „bestaubt, rauchend und nonchalant nach außen und innen, mit großer Gelassenheit in einem unbestimmten Element von ruhigem Chaos und Tabacksqualm einherschwimmt". Auch Darwin begegnen wir einmal, halb ärgerlich fragend: „Zum Henker auch, was für eine Religion hat Carlyle denn eigentlich, oder hat er überhaupt eine?" was uns von Darwins Verständnis für Religion keine höhere Meinung erweckt. Ja, selbst Louis Napoleon hat sich eines Abends nach Chelsea verirrt, kurz bevor

er seine große Laufbahn begann, und ist von Carlyle offen und ehrlich aufgenommen. Er fragt auf dem Heimwege, „ob der Mensch verrückt sei", während Carlyle sich veranlaßt sieht, bald darauf (1849) an seine alte Mutter zu schreiben, daß die Zeit leicht wiederkehren könne, „in der Louis Napoleon, der arme Kerl, eines Tages hier wieder im Cabriolet spazieren fahren wird". Die Zeit hat es deutlich gezeigt, wer der bessere Menschenkenner war.

Doch wollen wir ein Ende machen mit der Schilderung des Kreises, der sich im Carlyleschen Hause versammelte. Alle, die das Ehepaar kennen lernten, wetteiferten mit einander, ihnen liebes zu erweisen. Wenn Carlyle nach schwerer Arbeit Erholung suchte, öffneten sich ihm überall die Häuser, und oft war er vor zahlreichen Einladungen auf das Land fast in Verlegenheit, wohin er seine Schritte richten sollte. Wir begegnen ihm jetzt auch häufiger auf Reisen, — Froude hat sie alle mit größter Ausführlichkeit und Umständlichkeit aufgezählt — und können uns in seinen Briefen an dem feinen, scharfsinnigen Urteile erfreuen, mit dem er alles, was ihm begegnet, beobachtet und schildert, wobei er besonders für soziale Verhältnisse stets das lebendigste Interesse zeigt. Zumeist führte ihn sein Weg nach Schottland, aber auch Studienreisen nach Irland werden unternommen. Ihm selbst machte den nachhaltigsten Eindruck eine Seereise nach Ostende, Brügge und Gent, die er als „die kürzeste in der Geschichte bekannte Reise" mit lebensvoller Anschaulichkeit schildert. Der inhaltlose Pomp des Katholizismus in dem ultramontanen Belgien, das Leben und Treiben in den Gasthöfen und auf den Straßen werden so lebenswahr und naturgetreu dargestellt, daß kein niederländischer Maler sie vollendeter mit seinem Pinsel hätte abkonterfeien können. Die größte Freude aber bereitete ihm bei der ganzen Fahrt das Leben an Bord der Admiralitätsyacht Vigilant, auf der sein Freund und Gönner, der Königliche Zollinspektor Herr Spring Rice, ihn nach Ostende übersetzte. Die peinliche Ordnung und Reinlichkeit, die Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart des Kapitäns, wie der pünktliche schweigende Gehorsam der Mannschaften erfüllten ihn mit Bewunderung und zeigten ihm, daß es in dieser redelustigen Zeit noch Orte gab, an

denen der erprobte tüchtige Geist Alt-Englands seine Herrschaft behauptete.

Denn sonst war er mit der Entwicklung seines Vaterlandes wenig zufrieden. Seiner durch und durch aristokratischen Anschauungsweise galt es als das Hauptproblem aller Regierungskunst, die weisesten, tüchtigsten Männer zu finden und sie dann so lange wie möglich an ihrem Posten zu halten, während die andern in schweigendem Gehorsam an ihrer Stelle ihre Pflicht thun sollten. Wie diese weisesten Männer aufzufinden seien, war freilich gewiß eine schwierige Sache, für die uns auch Carlyle keinen untrüglichen Rat geben kann, aber soviel war doch klar, daß der Weg, den man damals (und noch heute) dazu einschlug, nämlich eine möglichst weitgehende Demokratisierung aller politischen Einrichtungen, ein völlig falscher war. Die unglückselige Hoffnung, durch ein allgemeines, gleiches Wahlrecht, bei dem Jesus Christus und Judas Ischariot gleiche Rechte und gleichen Einfluß haben, ein Land erfolgreich zu regieren, erschien ihm als ein verderbliches Phantom. Das wäre so viel, als wenn die Mannschaft eines Schiffes nach Majoritäten über den Kurs entscheiden sollte. Die gerühmte englische konstitutionelle Parlamentsherrschaft, die auf dem Kontinent fast noch lauter gepriesen wurde, als in England selbst, galt ihm nicht als Englands Stärke, sondern als seine Schwäche; denn nicht der Tüchtigste und Sachverständigste, sondern der gewandteste Redner, gleichviel ob er sonst etwas von der Sache verstand, spielte in den Parlamenten die erste Rolle. Das redende Element hatte ein verhängnißvolles Uebergewicht gegenüber dem schweigenden, und das in demselben England, welches nach Napoleons Wort un grand talent pour le silence besaß. Trotzdem aber segelte das Staatsschiff unter allgemeiner Begeisterung immer mehr in das Fahrwasser der Demokratie. Die Folgen dieser Mißgriffe, das Ueberhandnehmen der chartistischen Bewegung und die traurige Lage der unteren Klassen, quälten Carlyle fortwährend. Eine Hauptwurzel des Uebels sah er nach wie vor in der „trostlosen Wissenschaft", der herrschenden Nationalökonomie, die die Menschen behandelte als wären sie Maschinen, nichts von sittlichen Beweggründen und Bedürfnissen in der Volkswirth-

schaft wissen wollte, sondern „die Rätsel des Weltalls in Angebot und Nachfrage auflöste, und die Pflicht humaner Herrscher darauf beschränkte, die Menschen in Ruhe zu lassen". Alle diese Probleme gingen ihm so durch Kopf und Herz, daß er, noch während er Cromwell unter der Feder hatte, seinem Chartismus eine zweite sozialpolitische Schrift „Vergangenheit und Gegenwart" folgen ließ, in der er dem England des 12. Jahrhunderts, wie es die Chronik Jocelyns schilderte, das England von 1840 entgegenstellte mit seiner unheilvollen Lage „voller Reichtum und doch dem Tode nahe aus Blutarmut". Als Carlyle wenige Wochen nach dem Erscheinen dieser Schrift das Schlachtfeld von Worcester besuchte, um für seinen Oliver Cromwell Studien zu machen, traf er dort einen Arbeiter, der den Wunsch aussprach, „daß wir einen zweiten Oliver gesandt bekämen, denn die Zeiten wären fürchterlich schlecht". Das Wort berührte ihn tief, denn was waren seine ganzen sozialpolitischen Werke anders als ein Versuch, den Geist des Puritanismus, wenn auch in neuen Formen, im Lande wieder zu erwecken, damit durch Pflichtgefühl und Frömmigkeit, wie durch rücksichtslose Wahrheitsliebe mit den Götzen des Zeitgeistes aufgeräumt würde, und ein neues festes Band sich um die Söhne *eines* Landes schlänge, die jetzt nur durch Angebot und Nachfrage, durch Lohn und Barzahlung sich mit einander verbunden fühlten.

Vorläufig war jedoch seine Stimme nur die eines Predigers in der Wüste. Der beschrittene Weg zur Demokratie, (zum Niagara, sagte Carlyle), schien von den Völkern bis zum Ende zurückgelegt werden zu müssen. Das Jahr 1848 kam heran. Die alten Stützen erwiesen sich überall als zu morsch, um den zügellosen Geist der Demokratie in Schranken zu halten. In Frankreich brach der auf Lug und Trug erbaute Thron des „Bürgerkönigs" zuerst zusammen. „Die Könige rannten herum, wie eine Bande von Falschmünzern, die von der Polizei überrascht wurden", und „ein Tag der Sorge war über alle großen Quacksalber hereingebrochen". Carlyle dachte eine Weile daran, in einem größeren Werk unter dem Titel „Demokratie" die einreißende Anarchie eingehend zu beleuchten, aber die rasch fortschreitenden Ereignisse ließen ihn

nicht zu ruhiger Arbeit kommen, und andere Pläne drängten seine ursprüngliche Absicht in den Hintergrund.

Das Leben eines Schriftstellers, in dessen Werken, wie bei Carlyle, aus jeder Zeile die ganze Persönlichkeit des Verfassers herausschaut, ist nahezu identisch mit der Geschichte seiner Werke. Selbst Carlyles Reisen waren, soweit sie nicht den Besuch seiner Mutter oder seiner nächsten Freunde zum Zweck hatten, meist nichts Anderes als Studienreisen, deren Ergebnisse der Abfassung seiner Schriften dienten. Seine Schwiegermutter, Frau Welsh, die im Jahre 1841 entschlief, während Carlyle an seinem Cromwell arbeitete, hatte am letzten Morgen vor ihrem Tode geträumt, „daß ihr Sohn (Carlyle) mit seinem Herzblute ein Buch schriebe", so tief war der Eindruck seiner ernsten, hingebenden Arbeit auf seine Angehörigen.

Daß Carlyles Bücher auf solche Art entstanden sind, verrät auch sein eigentümlicher, ungleichmäßiger, bald wild einher brausender, bald melodisch klagender, bald schrill abgerissener Stil, an dem von Jeffrey und Sterling an seine Beurteiler viel zu tadeln gehabt haben. Wir meinen freilich, wo mit Herzblut geschrieben ist, soll man den Stil nicht kritisieren, und wir wünschten diese Entschuldigung auch auf die nächste Schrift auszudehnen, zu der wir uns zu wenden haben, die 1849 erschienenen „Flugschriften der jüngsten Tage" (Latter-Day Pamphlets) mit ihrem Vorläufer, dem kleinen Aufsatz über die Negerfrage. In glühendem Zorn, der zeitweise beinahe in Berserkerwut ausartet, geißelt Carlyle in diesen neun Flugschriften die politischen und sozialen Thorheiten seiner Zeit. Ob er über den Widersinn des allgemeinen Stimmrechts herzieht oder, wie sein Freund Dickens in David Copperfield, voller Hohn die „Mustergefängnisse" als „Anstalten zum Verbrecherschutz" brandmarkt; ob er die Gemeingefährlichkeit der Volksredner und das Ueberwuchern des Parlamentarismus beklagt oder in der Flugschrift über Jesuitismus, „die Kunst, Gründe zu finden für das, was wir zu glauben wünschen", seine Landsleute mahnt, an die eigene Brust zu schlagen, anstatt mit einem Seitenblick auf den Katholizismus pharisäisch zu sprechen: Gott sei gedankt, daß ich nicht bin wie andere Leute, — immer redet er in einem

wilden, auf das Aeußerste gespannten mächtig erregten Tone, bis er zum Abschluß in ätzender Satire durch den Mund seines Freundes Sauerteig als die Philosophie der Gegenwart eine Schweinephilosophie proklamiert, die das ganze Weltall für nichts ansehe, als einen großen Schweinetrog.

Entsetzt wandten sich beim ersten Erscheinen dieser Flugschriften selbst viele Freunde von Carlyle ab, während die Spötter fragten, ob er voll süßen Weines sei; wir aber gedenken des Wortes, das er in dem schönsten der Vorträge über Heldenverehrung von Dante gesagt hat: „Unendliches Mitleid, aber auch unendliche Gesetzesstrenge, so ist das Wesen der Natur beschaffen. Ein Mann, der Strenge nicht kennt, kann auch Erbarmen nicht kennen". Harriet Martineau hat wohl das Rechte getroffen, wenn sie schreibt: „Das wilde Wesen, das diesen eigentümlichen Mann charakterisiert, ist meiner Meinung nach blos ein Ausdruck seiner grenzenlosen Sympathie mit den Leidenden. Er kann seine Liebe und sein Mitleid nicht in natürlichen Handlungen ausdrücken, wie andere Menschen, und so zeigt es sich denn oft in unnatürlicher Rede". — Auch war bald zu merken, daß sich hinter der wilden Rede ein gar ernster, verständiger Sinn barg. Hatte Carlyle denn so Unrecht, wenn er über die „Rosenwasser-Schwachheiten" und über die „rosenfarbene Gefühlsseligkeit" der Menschheits-Retter und Beglücker den Stab brach? Steckt nicht wenigstens ein Kern von Wahrheit darin, wenn er um jene Zeit an Erskine über dasselbe Thema schreibt, es sei merkwürdig, was in zwei Jahrtausenden aus dem Christentum geworden sei, „eine nichtssagende, süßliche Religion von Feiglingen, die gar keine Religion haben können"? Haben wir nicht auch in unserm Vaterlande oft darüber klagen müssen, daß in weiten Kreisen des Volkes das Christentum nur noch für eine Religion thörichter Frauen oder schwacher Greise galt? Oder ist es falsch, wenn er im Jesuitismus darauf hinweist, daß die Religion, der die Leute in der Woche folgen, eine ganz andere sei als die, zu der sie sich am Sonntag bekennen, daß in England, und leider nicht nur in England, neben dem äußern Bekenntniß des Christentums eine Nationalökonomie, die dem Christentum widerspricht, als praktisches Glaubensbekenntniß angenommen

sei? Es ist für alle Zeiten besser, über das, was Carlyle sagt, ernsthaft nachzudenken, als über die Art, wie er es sagt, zu kritteln und zu schmälen.

Selbst seine von vielen gescholtene Stellung in der Negerfrage*) scheint mir im Grunde sehr richtig zu sein und für unsere christlichen und nichtchristlichen Colonialfreunde mutatis mutandis wohl der Erwägung werth. Es war damals die Zeit, in der die Negerfrage, besonders in England, zum politischen Tagesgespräch gehörte, und „Onkel Tom's Hütte" mit den Schilderungen der an den Negern verübten Grausamkeiten überall mit Gier verschlungen wurde. Daß diese Verhältnisse ungesund, menschenunwürdig und verabscheuungswerth seien, war klar, für Carlyle wie für jeden Andern. „Wie ist des Negers Stellung unter seinen weißen Mitmenschen zu einer gerechten zu machen, zu dem wahren und echten Ausdruck des Gebotes, welches der Schöpfer euch Beiden gegeben hat, indem er den Einen von euch *so*, den Andern *so* machte, und euch auf dieser seiner Erde nebeneinander stellte? Euch aus den Südstaaten würde es vor allem geziemen, an diese Dinge jetzt zu denken". Aber in dieser Mahnung liegt auch schon, daß Carlyle mit nichten bereit war, in die Forderung der Philanthropen und der christlichen Versammlungen in Exeter Hall nach schrankenloser Befreiung der Neger einzustimmen. Nur ein verrannter Liberalismus, dem alles Verständniß für die Notwendigkeit der Erziehung auch der Völker und alle Kenntniß der wahren Menschennatur abgingen, konnte solche Forderungen stellen. Mit Ernst rief diesen Philanthropen Carlyle entgegen: „Daß ihr das Band zerschneidet und sagt, der Schöpfer hat uns (die Weißen und die Neger) gleichgemacht! Das hieße eine greifbare Unwahrheit sprechen, die abscheulichen Zerfall bedeutet für alle, die damit in Verbindung stehen". Denn was ist die Folge von diesem Verfahren? England hatte im Jahre 1834 die Neger in seinen Colonieen freigegeben, und nun „sitzen sie, ihre holden Angesichter bis über die Ohren

*) Der kleine Aufsatz ist in der bereits oben erwähnten Ausgabe der Soz.-pol. Schriften Carlyles Bd. I, S. 105—148 ins Deutsche übersetzt.

in Kürbisse vergraben, sie essen das süße Fleisch und schlürfen den Saft, ihre Back- und Schneidezähne sind zu immer neuer Arbeit bereit, und die Kürbisse sind billig wie Gras in diesem üppigen Klima. Indessen verfaulen die Zuckerrohrernten ungeschnitten um sie her, weil man keine Arbeiter dingen kann, so billig sind die Kürbisse". Es ist sehr einfach, die Neger „frei" zu lassen, aber weit schwerer, sie zu erziehen. Die Aufgabe ist nach Carlyle auf der einen Seite, die Neger vor willkürlicher Behandlung zu schützen, auf der andern, sie zur Arbeit zu erziehen, wenn nicht anders mit Zwang, denn „kein Schwarzer, der nicht gemäß den von den Göttern ihm zur Arbeit verliehenen Fähigkeiten arbeitet, hat das geringste Recht, Kürbis zu essen oder ein Bruchtheil Landes zu besitzen, auf dem Kürbisse wachsen". Ob diese Erziehung, wie Carlyle sich ausdrückt, durch Kontrakt auf ein Jahr oder auf Lebenszeit geleistet wird, ist Frage der Praxis. Ihm würde es genügen, wenn die Freiheit arbeitsfreudigen und strebsamen Schwarzen als ein mit ernster Anstrengung sicher zu erreichendes Ziel hingestellt würde. Daß diese Behandlung der Negerfrage tiefer und sozialpolitisch verständiger war, als das Geschrei der Entrüstungs-Versammlungen, unterliegt keinem Zweifel, und es wäre besser gewesen, wenn man ihm gefolgt wäre, denn seine Voraussagungen haben sich nur zu sehr erfüllt, und Englands Kolonieen haben schwer darunter gelitten*).

*) Als Beleg dafür diene folgende Schilderung eines neueren Reisenden (Rud. Cronau in der Köln. Ztg. 3. März 1895): „So lange auf den Bahama-Inseln die Sklaverei im Schwange war, erfreuten die weißen Pflanzer sich eines verhältnißmäßigen Wohlstandes. Besonders die Insel Watling lieferte so reiche Erträgnisse an Obst und andern Gewächsen, daß sie als „Garten der Bahamas" gepriesen wurde. Dieser Ruhm schwand aber schnell, als im Jahre 1834 die Sklaverei auf den Bahama-Inseln aufgehoben wurde. Infolge dieser Maßregel wurde der Betrieb größerer Pflanzungen zur Unmöglichkeit, da die Neger weder durch Geld noch durch gute Worte zur Arbeit anzuhalten waren, und es einen Ersatz für sie nicht gab. So gerieten die Pflanzungen immer mehr in Verfall, die meisten wurden von ihren verarmenden Besitzern aufgegeben, und nur die in früherer Zeit aus Stücken Korallenkalks zusammengetragenen Feldmauern bezeichnen noch die Grenzen der einstmals blühenden Besitzungen. Auch auf Watlings-Island sind Spuren von dem frühern Vorhandensein größerer

England und Amerika hörten Carlyles Mahnung nicht, aber er hatte sich wenigstens, was ihn bedrückte, vom Herzen geschrieben, und konnte sich nun in Muße nach einem neuen Stoff umsehen. Er war damals 56 Jahre alt, aber seine Gesundheit war trotz aller seiner Klagen fest und kräftig, und sein Geist frisch, klar und ungeschwächt, so daß er den Mut hatte, noch in diesem Alter an die größte Arbeit seines Lebens, an die Geschichte Friedrichs des Großen, zu gehen. Friedrich war freilich nicht völlig ein Mann nach seinem Herzen. „Friedrich ist mit nichten der vollkommenen Halbgötter einer, und es läßt sich Manches mit gutem Grund gegen ihn sagen. Bis ans Ende ein bedenklicher Heros, mit Vielem an ihm, das man gerne hinweg, und vieles ermangelnd, das man hinzuwünschen möchte. Aber da ist ein Zug, der frühe in der Untersuchung hervortritt, nämlich, daß er in seiner Art eine Realität ist, daß er stets meint, was er spricht; auch seine Handlungen auf das, was er für die Wahrheit erkennt, begründet, und mit einem Wort gar nichts von einem Heuchler oder Scheinmenschen an sich hat, wovon einige Leser zugeben werden, daß es eine äußerst seltene Erscheinung ist. . . . Wie dieser Mann, der noch dazu von Amtswegen ein König war, sich im achtzehnten Jahrhundert benahm, und es anfing, nicht ein Lügner und Charlatan zu sein, wie sein Jahrhundert es war, verdient ein wenig von Menschen und Königen gesehen zu werden und dürfte schweigend didaktische Bedeutungen in sich haben". Allerdings mußte Carlyle auch hier, wie bei Cromwell, gegen die allgemeine Beurteilung Friedrichs ankämpfen, die nach althergebrachter, und kürzlich selbst von Macaulay in schroffer Weise vertretener Anschauung, in dem großen König nichts sah als eine Art von genialem Räuberhauptmann. Außerdem waren Vorarbeiten zu

---

Plantagen vorhanden; zweifellos besaß die Insel damals auch eine stärkere weiße Bevölkerung. Heute ist diese bis auf einen einzigen Vertreter der weißen Rasse zurückgegangen. Die etwa 600 Köpfe starken Neger leben über die ganze Insel verstreut, zumeist in einsam gelegenen Gehöften oder in nur aus wenigen Hütten bestehenden Ortschaften. Rings um die Hütten liegen die meist schlecht gepflegten Grasplätze und Anpflanzungen von Mais, süßen Kartoffeln, Kürbissen und Melonen, Bananen und Orangebäumen".

überwältigen, gegen welche die Studien zu Cromwell fast wie ein Kinderspiel erschienen, denn Friedrich der Große war nicht zu verstehen, wenn ihm nicht die ganze Welt- und Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts als Hintergrund diente. Schon der Umstand, daß Voltaires Kreise sich mit denen des großen Königs berührt hatten, und daß der genialisch freche französische Philosoph mit seiner Schmähschrift über das Privatleben Friedrichs bei einem Theile seiner Leser als Hauptquelle galt, machte es nötig, auch dessen ganze Persönlichkeit und Wirksamkeit in den Stoff des Buches einzuschließen. So wuchs der Umfang des Werkes unter der Hand an, und es mochte zweifelhaft sein, ob es dem alternden Schriftsteller gelingen würde, sein Unternehmen zu vollenden. Eine ungeheure Litteratur mußte durchforscht und sogar zwei Reisen nach Deutschland unternommen werden, um an Ort und Stelle Studien zu machen und die Schlachtfelder zu besuchen, auf denen Friedrich im Kampfe mit der ganzen Welt seine Lorbeeren errungen hatte.

Besonders diese Reisen wurden Carlyle sehr schwer. Der Abschied von seiner alten, augenscheinlich einem nahen Tode entgegengehenden Mutter, wie von seiner immer kränklichen Frau, die zu schwach war, um ihn zu begleiten, griff seine Nerven auf das Aeußerste an. Nur von einem treuen Freunde und Verehrer, Neuberg*), begleitet, trat Carlyle 1852 seine Reise an, die ihn zu den Stätten führte, nach denen er sich in seiner Jugend so gesehnt hatte. Zahlreiche Briefe an seine Frau und Mutter legen Zeugniß davon ab, mit welcher jugendlichen Frische er, trotz aller Klagen über die deutschen Gasthöfe, die neuen Eindrücke auf sich wirken ließ. Da war zuerst Bonn, von dessen Professoren, „armen in Statistik verlorenen Geschöpfen“, ihm nur der alte 83jährige Arndt ein tieferes Interesse abgewann. Dann fuhr er bis Mainz rheinaufwärts, bewundernd herüberblickend auf die rebenumrankten Ufer, andächtig hinunterschauend auf den mächtigen Strom, „das prächtigste Bild schweigender Kraft, das ich ge-

*) Neuberg hat auch die Uebersetzung der Geschichte Friedrichs des Großen begonnen, er starb aber über der Arbeit, die dann von F. Althaus beendet wurde.

sehen habe und wahrscheinlich je sehen werde". Wie ist es ihm eigen ums Herz, als er in Frankfurt Goethes Statue erblickt. „Ich hatte mich so danach gesehnt, dieses Gesicht im Leben zu sehen, und nun wurde mein Wunsch hier erfüllt, wie mit riesiger Weltironie, am Stein!" Und weiter gehts über Homburg und Marburg nach Eisenach zum Besuche der Wartburg. Darüber muß der Mutter ausführlich geschrieben werden, der Luther so theuer ist. Wie wird sie erstaunt sein zu hören, daß Luthers Gemach, welches er als Junker Georg bewohnt hat, „kleiner ist als dein bestes Zimmer in Scotsbrig; ja ich glaube beinahe, kleiner als dein kleinstes, ein sehr ärmliches, niedriges Zimmer mit alten, in Blei gefaßten, runden Fensterscheiben". Doch erscheint es unserm Reisenden als „das ehrwürdigste aller Zimmer, die ich je betreten". „Ich küßte seinen alten Eichentisch und sah aus seinem Fenster, das ich mir öffnen ließ, die steile Schloßmauer hinunter und über die langen, stillen, bewaldeten Bergreihen und dachte bei mir selbst: Hier lebte einst eine Zeit lang einer von Gottes Soldaten. Ehre sei ihm!" Auch in Weimar, wo er im Goethehaus auf den Bücherbrettern noch die von ihm an Goethe gesandten Bücher wiedererkennt, wundert er sich über die ärmlichen Zimmer Goethes, die kaum einen Vergleich mit den seinigen in Chelsea aushalten können, „ganz und gar nicht, wenn mein kleiner Architekt dort erst einmal seine Arbeit vollendet haben wird", wie er nicht vergißt zu bemerken. Dann geht es an die eigentliche Arbeit, den sächsischen und böhmischen Schlachtfeldern zu und über Berlin zurück, während die zweite Reise im September 1858 ihn vor allem auf den schlesischen Kriegsschauplatz führte. Und dann brauchte er noch sieben Jahre angestrengter Arbeit, um das große sechsbändige Werk völlig abzuschließen.

„Welch ein herrliches Buch wird dies werden, hatte Frau Carlyle schon nach dem Erscheinen der ersten Bände geschrieben. Von allen deinen Werken das beste. Ich darf dies schon sagen, da ich ja, wie du wohl weißt, niemals schmeichle und ‚auch die einzige Person bin, welche ich kenne, die immer recht hat!' Soweit das Werk hier vor mir liegt, finde ich es kräftig und lebendig in der Darstellung, funkensprühend wie die Französische Revolution, verbunden mit der

Wärme, dem Ernst und der Vollendung von Cromwell". Nicht alle Leser haben in dieses Urteil von Carlyles strengster Kritikerin eingestimmt, manche haben die Anlage des Buches zu weitschweifig gefunden, aber bahnbrechend ist es sicherlich gewesen, wie nur irgend ein anderes Werk Carlyles. In Deutschland wurde es fast noch freudiger begrüßt als in England. Hier war doch endlich einmal ein Mann, der dem großen Könige und, was mehr sagen wollte, seinem rauhen Vater gerecht wurde! In den ersten Bänden tritt die wilde und naturwüchsige Gestalt Friedrich Wilhelms stark in den Vordergrund. Mit allen seinen Ecken und Kanten steht er vor uns, aber auch mit seinem klaren, praktischen Blick, und seinem schlichten, allem Heuchelwesen abgeneigten Herzen. Wir müssen die barbarischen Szenen in seinem Hause mit erleben, spüren aber doch, daß Friedrich Wilhelm selbst der Unglücklichste dabei ist. Ohne Rückhalt oder Schönfärberei werden die jugendlichen Verirrungen seines Sohnes aufgedeckt und gezeigt, wie sie die Ursache sind für manche Härte, für manchen Flecken auf dem Bilde des großen Königs. Wie eine eindringliche Mahnung an heranwachsende Jünglinge lesen sich diese Kapitel. Wahrlich, der Uebel größtes ist die Schuld: heilig sei die Jugendzeit! Dann aber bricht durch alle Verirrungen das Genie des großen Königs hindurch, bis es sich in seinen Kriegen einer Welt von Feinden gegenüber strahlend entfaltet. Wahre Perlen der Geschichtsschreibung sind hierbei die Schilderungen der Schlachten. Nicht die kleinste Bodensenkung, die für die Entwicklung einer Schlacht von Bedeutung war, ist Carlyle auf seinen schnellen Reisen entgangen, und mehr als irgendwo anders zeigt sich hier sein großes Talent, das, was er gesehen hat, auch anschaulich darzustellen. In peinlichster Erforschung auch der kleinsten und geringsten Details wetteifert Carlyle mit seinem Alters- und Fachgenossen, dem nur zwei Wochen jüngeren Altmeister Leopold von Ranke. Aber während Ranke bei der Darstellung ganz hinter seinem Werke verschwindet, steht der feurige Carlyle mitten in den Ereignissen drin und weiß seinen Gestalten solch sprühendes Leben einzuhauchen, daß man meint, er erzähle Selbsterlebtes. Erinnert auch gerade bei Friedrich dem Großen die Schilderung durch das häufig

etwas abgerissene Heranziehn der Quellen öfters mehr an ein fein ausgeführtes, aber doch für ein scharfes Auge etwas eckiges Mosaikbild, als an ein vollendetes Oelgemälde, so würde im ganzen der mit der Geschichte des Buches nicht vertraute Leser doch eher geneigt sein, es für das Werk eines Mannes in der Vollkraft der Jahre zu halten, als für das Erzeugniß eines fast 70jährigen Greises, dem seine Arbeit oft blutsauer geworden ist.

Blutsauer! denn zu Zeiten war Carlyle während der Abfassung dieses Werkes bis zum Tode müde. Während er an Friedrich dem Großen arbeitete, trat ein, was er schon so lange gefürchtet. Am Weihnachtstage des Jahres 1853, während die Christenheit die Geburt des Erlösers feierte, schloß seine treue Jüngerin, die 82jährige Margaret Carlyle ihre Augen und ging ein zu ihres Herrn Freude. Nur mit Hülfe der stärksten Mittel hatten in den letzten Tagen unter Dr. John Carlyles Anleitung die schwindenden Kräfte zurückgehalten werden können. „Ich danke dir auch vielmals", war ihr letztes Wort, an ihren Lieblingssohn Thomas gerichtet. „Danach sprach sie nicht mehr, schlief nur immer tiefer, sechzehn Stunden lang. Ihr Antlitz war das einer Statue mit kaum bemerkbarem Wechsel des Ausdrucks. Unendliches Erstaunen meinte man einmal darauf lesen zu können. Der Atem ging nicht sehr schnell, machte ihr aber wahrscheinlich Not, und so blieb es bis vier Uhr Nachmittags; dann wurde er plötzlich schwächer, hielt inne, begann von neuem, hörte wieder auf — und unsere gute und theuere, alte Mutter war von ihrem Leiden und uns auf immer getrennt!" Auf dem Friedhof von Ecclefechan, an der Seite ihres Mannes, ward sie beigesetzt. „Sie schenkte ihrem Manne neun Kinder, von denen vier Söhne und drei Töchter sie überlebten, in Dankbarkeit und Ehrfurcht eines solchen Vaters und einer solchen Mutter eingedenk". So ist auf ihrem Grabstein zu lesen. Sich selbst aber ermahnte Carlyle in seinem Tagebuch: „den kürzeren oder längeren Rest meiner Tage in der schlichten Tapferkeit, Aufrichtigkeit und Frömmigkeit der Entschlafenen zu verleben, würde mit Recht heißen, von ihrem Tode zu lernen und ihr Andenken zu ehren".

Es ist eine große Gnade Gottes, im Alten Testament

der Lohn treuer Kindesliebe, wenn es einem thätigen Menschen vergönnt wird, sich auszuleben, nicht eher von hinnen zu scheiden, als bis er seine Lebensarbeit wirklich vollbracht hat. Aber auch diese Gabe muß mit manchem Kummer bezahlt werden. Der Alternde wird einsam. Seine Liebsten verlassen ihn, eine neue, fremde Generation umringt ihn. Auch Carlyle sollte das erfahren. Bald nach Beendigung der Geschichte Friedrichs des Großen traf ihn ein neuer schwerer Schlag, der in tragischem Gegensatz unmittelbar der größten Ehrung seines Lebens folgte.

Die Geschichte Friedrichs hatte Carlyles Ruhm, wenn es noch nötig war, die Krone aufgesetzt. England räumte ihm willig einen Platz unter seinen hervorragendsten Männern ein, und auch Schottland rüstete sich endlich, seinen großen Sohn zu ehren. Die Edinburgher Studenten wählten ihn nahezu einstimmig zu ihrem Rektor. Dieselbe Universität, die er vor fast sechzig Jahren einsam, unbeachtet, ohne Freunde und Gönner bezogen hatte, bot ihm jetzt ihre höchste Ehrenstelle dar. Lediglich eine Antrittsrede — die Abschiedsrede wurde ihm erlassen — lag ihm zu halten ob. Sein Vorgänger war Gladstone, in vieler Beziehung sein Antipode, von dem er sich „durch weite und unermeßliche Abgründe“ getrennt fühlte. Gladstone hatte in seiner Abschiedsrede über Homer drei Stunden lang die Zuhörer in lebhafter Spannung gehalten und schließlich stürmischen Beifall geerntet. An seine Stelle sollte Carlyle treten. Nach herzlichem Abschied von seiner Frau war er unter der sorglichen Obhut des berühmten Physikers Tyndall nach Edinburgh gefahren und wurde von der Stadt herzlich, warm, ja enthusiastisch empfangen. Am 2. April 1866 ging unter ungeheuerm Zulauf die Einsetzungsfeierlichkeit vor sich. Die Augenzeugen beschreiben mit großer Umständlichkeit den Zug der Professoren und Würdenträger, die Promotionen der Ehrendoktoren, unter denen auch Carlyles ehrwürdiger alter Freund Erskine sich befand, und die Investitur des neuen Rektors mit dem Amtskleid. Dann ergriff Carlyle das Wort. Da war nichts von Gladstoneſcher Rhetorik, keine Effekthascherei. Schlicht und einfach, aber warm und eindringlich, wie „ein Patriarch, der von seinen Söhnen Abschied nimmt“, sprach er zu den jungen

Studenten von dem Ernste des Lebens und dem Segen treuer Arbeit, von der Auswahl ihrer Lektüre und dem sittlichen Werthe des Studiums großer Männer, von der Pflicht zum schweigenden Handeln und der Schmach unwahrhaftiger Rede, auch von dem Nutzen körperlicher Uebung und dem Zusammenhang von Heilig und Heil. „Er hieß sie gerade vorwärts schreiten, ohne zu erwarten, daß ihr Lebenspfad mit Rosen bestreut sein würde, vielmehr in dem Bewußtsein, daß sie ihren Antheil am Bösen sowohl, wie am Guten empfangen müßten. Aber er sagte ihnen auch, daß sie Freunde finden würden, wenn sie solche verdienten. Er schloß mit Goethes Lied*), das er in einem Briefe an Sterling die ‚Marschmusik der teutonischen Nationen' genannt hatte und mit den Worten, die bis zu seinem Lebensende ihm so oft auf den Lippen schwebten: Wir heißen euch hoffen". (Froude.)

Der Eindruck, den die Rede machte, ist nicht mit Worten zu beschreiben. „Ein vollständiger Triumph" telegraphierte der treue Tyndall an Frau Carlyle. Die bedeutenderen Zeitungen brachten den Wortlaut der Rede, ganz England lauschte ehrfurchtsvoll den schlichten Worten des Weisen von Chelsea.

Carlyle selbst war froh, als er dem Trubel der öffentlichen Feierlichkeiten entronnen war. Er eilte so schnell wie möglich nach Scotsbrig, um sich dort zu erholen, da erreichte

---

*) Es ist der unter der Ueberschrift „Symbolum" die Sammlung „Loge" einleitende Hymnus. Carlyle citierte das Gedicht oft, besonders die Strophe

Stille
Ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.

Ebenso auch die Schlußstrophen

Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten.
Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Thätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen!

ihn telegraphisch die Nachricht, daß seine Frau am 21. April vom Schlage gerührt und gestorben sei.

Schon seit Jahren war Frau Carlyle schwächer gewesen, als sie es ihren Mann hatte merken lassen. Die letzten Bände von Friedrich dem Großen hatte sie nicht mehr lesen können, weil sie sich der Anstrengung nicht mehr gewachsen fühlte. Ihr besorgter Mann schenkte ihr einen Wagen, über dessen Besitz sie glückselig war, aber die Spazierfahrten brachten die geschwundenen Kräfte nicht wieder. An einem Nachmittag, während Carlyle auf dem Sopha ruhte, hatte sie nach jahrelanger Pause wieder einmal das Klavier geöffnet und ihm in ihrer ausdrucksvollen, künstlerischen Art seine schottischen Lieblingslieder vorgespielt. Er hatte das als Zeichen fortschreitender Kräftigung angesehen; sie wußte besser, warum sie es noch einmal that. Nun waren noch die Sorgen um die Edinburgher Rede und danach die freudige Aufregung über den unerwartet großartigen Triumph dazu gekommen. Das war zu viel für ihre angegriffenen Nerven gewesen. Bei einer Spazierfahrt im Hydepark ward sie vom Schlage gerührt, die Hände auf dem Schoß gefaltet, in eine Ecke des Wagens zurückgelehnt, saß sie da — eine Leiche. Im Chor der alten Abteikirche zu Haddington an der Seite ihres Vaters ward sie beigesetzt. Auf ihren Grabstein schrieb Carlyle: „In ihrem lichten Leben hatte sie mehr Kummer als gewöhnlich, aber auch eine sanfte Unbesiegbarkeit, eine Klarheit des Verstandes und eine edle Anhänglichkeit des Herzens, die selten sind. Vierzig Jahre lang war sie die treue und stets liebevolle Gehilfin ihres Gatten, und förderte ihn durch Wort und That unermüdlich, wie niemand anders es vermochte in allem Würdigen, das er vollbrachte oder zu vollbringen strebte. Sie starb in London am 21. April 1866, plötzlich von seiner Seite gerissen, und nun ist das Licht seines Lebens wie erloschen".

Für Carlyle war der Tod seiner Frau ein furchtbarer Schlag, um so mehr, als ihm erst nach demselben völlig klar wurde, daß sie nicht immer eine „glückliche Frau" gewesen. Die schweren Erfahrungen ihrer Jugend und die Entbehrungen in Craigenputtock hatten ihrem Wesen eine gewisse Herbheit und schneidende Schärfe gegeben und ihre Neigung zum

Sarkasmus verstärkt. Das höchste Glück einer Frau, das die edelsten und zartesten Eigenschaften des Weibes zur Entfaltung bringt, die Freude ein Kind ihr eigen zu nennen, war Frau Carlyle nie vergönnt, und ihr Mann vergaß über seiner Arbeit alles andere, war auch leicht reizbar und aufgeregt. Da blieben einsame, wohl auch trübselige Stunden nicht aus, die ihr zu Zeiten ein schmerzliches Wort entlockten, das leider im Tagebuche aufgezeichnet wurde, und so ihrem Manne später bleibende Kunde von diesen Verstimmungen gab. Es war eine Entdeckung, die Carlyle überaus unglücklich machte. Nirgends ist ja die Reue so stark, als wenn uns am Sarge unserer Lieben unsere Unterlassungssünden vor die Seele treten. Carlyles feinfühlende, zartbesaitete Natur litt furchtbar unter den Selbstvorwürfen, die er sich machte. Seine Freunde brachten ihn im folgenden Winter nach Mentone, wo Lady Ashburton, des inzwischen auch bereits verstorbenen Lords zweite Gemahlin, Carlyles treue Freundin, ihn sorglich pflegte. Aber der ernste Sohn des rauhen Nordens wurde nicht heimisch in den immergrünen Gefilden des sonnigen Italiens. Er nahm seine letzte Kraft zusammen, um an der Hand der von Jane Carlyle hinterlassenen Briefe, die er mit Einleitungen und Bemerkungen leidenschaftlicher Reue versah, der Heimgegangenen ein Denkmal zu setzen, dessen Inschriften oft bittere Selbstvorwürfe sind. Auch seine eigenen Erinnerungen zeichnete er auf mit ihren köstlichen Schilderungen seines Elternhauses und seiner Jugendzeit, und den Charakteristiken vieler Freunde, besonders des armen Irving. Diese Arbeiten erleichterten etwas sein Herz. Beide Handschriften gab er mit zahlreichem andern Material dem Historiker Froude, dem er seit Jahren seine besondere Neigung zugewandt hatte, und stellte es ihm anheim, ob er nach seinem Tode etwas davon veröffentlichen wolle *).

Trotzdem diese Arbeit ihn viel beschäftigte, wandte der

*) Die Reminiscences haben wir bereits oben erwähnt. Von dem Nachlaß der Frau Carlyle hat Froude einen großen Theil, über 300 Briefe, unter dem Titel Letters and Memorials of Jane Welsh Carlyle, London 1883, herausgegeben. Eine Auswahl daraus bietet Fischer in deutscher Uebersetzung.

greise Carlyle fortgesetzt sein lebhaftes Interesse allen öffentlichen Angelegenheiten zu und trat noch mehrfach mit seinen Ansichten hervor. Mit reger Theilnahme verfolgte er besonders die Vorgänge in Deutschland, die ihn ja beinahe persönlich berührten. Denn war er es nicht gewesen, der mit seiner Geschichte Friedrichs des Großen die Welt von neuem auf die reichen sittlichen, politischen und militärischen Kräfte hingewiesen hatte, über die der vielgeschmähte und übelverläumdete preußische Staat verfügte? Das Preußen Friedrichs des Großen erhob sich unter Bismarcks kräftiger Leitung zu neuem Adlerflug; Heldengestalten erschienen wieder vor den Augen der erstaunten Welt und schaarten sich um des Heldenkönigs schweigende Größe; ein Gottesgericht erging über das Reich der Lüge, das Louis Napoleon aufgerichtet hatte. „Von keinem so merkwürdigen Kriege habe ich gelesen, schrieb Carlyle im September 1870, und ich erwarte, daß seine Resultate heilsamer, großartiger und hoffnungsvoller sein werden, als die von irgend welchen andern Kriegen in meiner Zeit". Aber wieder befand sich Carlyle im Gegensatz zu der allgemeinen Meinung. Den Engländern schien die Annexion von Elsaß-Lothringen zu viel verlangt, und die Zeitungen erhoben ein lautes Geschrei zu Gunsten des armen, unterdrückten Frankreich. Das wurde dem alten Carlyle zuviel. Am 11. November 1870 sandte er der Times einen langen Brief, der den Thatsachen zu ihrem Recht verhalf, und seinen Landsleuten zeigte, daß dieser große Krieg nur die Abrechnung war über eine durch die Jahrhunderte aufgesammelte Schuld Frankreichs. Er seinerseits begrüßte mit Freuden die Einigung Deutschlands. Der Brief erschien und trug bedeutend dazu bei, die stürmischen Wogen der öffentlichen Meinung zu besänftigen. Die einmischungslustigen Gemüther beruhigten sich; recht sehr zu ihrem eigenen Vortheil, möchten wir meinen, denn Herr von Bismarck verstand in solchen Dingen keinen Spaß! —

„Um den Abend wird es Licht sein", heißt es in dem Propheten. Auch an Carlyles Lebensabend sollte sich in mancher Beziehung dieses Wort erfüllen. Die Großen dieser Erde, deren Gunst er nie gesucht, nahten sich ihm jetzt häufiger, denn je zuvor. Englands Königin Victoria, die ihm

schon nach dem Tode seiner Gemahlin ihr Beileid bezeugt hatte, verlangte nach einer Begegnung mit Carlyle, und nahm es ihm nicht übel, als er die Unterhaltung mit den Worten begann: „Ihre Majestät sehen, daß ich ein alter Mann bin, und wenn Sie mir erlauben wollen mich zu setzen, werde ich vielleicht besser imstande sein, mich zu unterhalten". Auch der deutschen Kaiserin wurde er gelegentlich vorgestellt. Preußen ehrte 1874 den Geschichtsschreiber Friedrichs des Großen mit seinem ehrwürdigsten Orden, der Friedensklasse des von dem großen König gestifteten Pour le mérite. Auch Disraëli, der damals Premierminister war, vergaß hochherzig Carlyles schroffe Angriffe, denen er gelegentlich ausgesetzt gewesen war, und bot ihm in einem anerkennenden Schreiben ein Jahrgehalt oder das Großkreuz des Bathordens an, aber in stolzer Bescheidenheit wies Carlyle beides von sich. „Das Großkreuz würde mir wie eine Narrenkappe stehen", meinte er. „Sie haben aber doch den Orden Pour le mérite angenommen?" wandte Froude ein. „Ja, antwortete er, das ist aber auch eine Realität. Der wird nie verliehen, außer an Personen von Verdienst".

Als das Jahr 1875 und mit ihm Carlyles achtzigster Geburtstag herankam, bereiteten ihm seine Freunde von nah und fern zahlreiche Ovationen. Im allgemeinen sah er diese Ehren freilich mehr als Beschwerden an, doch nahm er gerne eine goldene Medaille in Empfang, die ihm die größten Gelehrten Großbritanniens, Arbeiter auf den verschiedensten Wissensgebieten, mit einer Adresse überreichten. Am meisten erfreute ihn aber ein Glückwunsch des Fürsten Bismarck, der in wenigen markigen Zeilen eine große Vertrautheit mit Carlyles Werken, besonders Friedrich dem Großen, verriet und mit den Worten schloß: „Was Sie vor langen Jahren von dem heldenhaften Schriftsteller gesagt, er stehe unter dem edlen Zwange, wahr sein zu müssen, hat sich an Ihnen selbst erfüllt; aber glücklicher als diejenigen, über welche Sie damals sprachen, freuen Sie Sich des Geschaffenen und schaffen weiter in reicher Kraft, die Ihnen Gott noch lange erhalten wolle".

Auch in seiner Häuslichkeit ward es um den Abend noch einmal Licht. Seine Nichte Mary Aitken sorgte liebevoll für seine Bedürfnisse, auch als sie sich mit Dr. Alexander Carlyle

verheiratet hatte. Dazu belebte bald ein kleiner Thomas das Haus, ein liebes „kleines Männchen", das dem alten Thomas viele Freude bereitete.

Völlig konnte das Licht aber doch nicht die Schatten vertreiben, und seine trübe Stimmung behielt oft die Oberhand. Mit großer Sorge sah er die Flut des Atheismus schnell anwachsen. Ihn erfaßte sie nicht, netzte nicht einmal die Sohlen seiner Füße. „Ich glaube absolut nicht an die Lehren des Atheismus; ich verachte und verabscheue sie und fürchte nicht, daß sie je als ein Verhängniß über die Menschenkinder die Oberhand gewinnen werden", aber beunruhigend war dieses Versinken der Zeit in Materialismus doch im höchsten Grade. „Man sagt, ich sei jetzt ein großer Mann, so hörte man ihn zuweilen klagen, aber keiner glaubt meiner Rede; keiner will das thun, was ich ihm auftrug". Um ihn herum ward es immer einsamer. Erskine war nicht mehr, im fernen Kanada starb sein Bruder Alick, der Gefährte seiner schweren Lehrzeit. John, sein Lieblingsbruder, machte 1879 die müden Augen zu; auch für ihn ward es Zeit sich zum Heimgang zu rüsten. Sein Lieblingsbuch Hiob „die erste, älteste Darstellung des nie endenden Rätsels: des Menschen Schicksal und Gottes Schalten mit ihm auf der Erde", wurde immer häufiger hervorgeholt. Auch die feierlichen Klänge schottischer Psalmen und die Schlußstrophe seines Lieblingsliedes: „Wir heißen euch hoffen", hörte man ihn öfters rezitieren. Am 5. Februar 1881 nahte sanft und schmerzlos das Ende. „Ruhig und still lag er da, so schildert Froude den Anblick des Toten, ein Ausdruck liebevollster Zartheit hatte seinen rauhen Zügen eine fast weibliche Schönheit verliehen".

Ganz England trauerte an seinem Sarge. In der Westminsterabtei, im Kreise der großen Toten des Landes, wünschte man auch seine irdische Hülle zu bergen. Aber er selbst hatte es anders bestimmt. „Im Lande seiner Väter", an der Seite seiner über alles geliebten Mutter wollte er ausruhen von seiner Arbeit. An einem kalten, trüben Februarmorgen, nur in Gegenwart weniger Freunde und Verwandten ward er auf dem Friedhof von Ecclefechan beigesetzt. Ferne von dem Getriebe der lärmenden Weltstadt liegt er dort im Grabe,

wo seine Wiege stand. Aus der „Welt der Echos“ ging er ein in das einsame Schweigen der Ewigkeit.

Stille
Ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.

Betracht' sie genauer
Und siehe, so melden
Im Busen der Helden
Sich wandelnde Schauer
Und ernste Gefühle.

---

6. Carlyles Persönlichkeit.

Ich war, wie kein Andrer.
Carlyle.

Es bleibt nun noch übrig, daß wir in kurzen Zügen ein Bild von Carlyle als Menschen, von seiner Persönlichkeit entwerfen, und es versuchen, einen Blick zu thun in sein häusliches Leben, in die Art seiner Arbeit und seines Umgangs mit Menschen. Doch wollen wir dabei nicht so verfahren, wie es sonst wohl die Weise moderner Biographen ist, der indiskretesten unter allen Menschen, die mit lüsterner Neugierde alle Winkel im Hause ihres Opfers durchspähen, sondern wir nahen uns den intimen Verhältnissen unseres Helden lediglich mit dem berechtigten Wunsche, dem Manne, von dem wir so viel gehört und dessen Werke uns gefördert haben, Auge in Auge sehen zu dürfen, damit das Bild seiner Persönlichkeit uns seine Werke noch lebendiger erscheinen lasse.

Wir erwarten, einen eigenartigen Mann zu finden, und unsere Erwartung wird nicht getäuscht. Froude, der Jahre lang sein regelmäßiger Begleiter war, hat uns eine Schilde-

rung von Carlyles Aeußerem aus dem Jahre 1849 hinterlassen. Carlyle war damals „groß und knochig, aber gerade und ohne jedes Anzeichen der späteren gebückten Haltung. Seine Gestalt war eckig, sein Gesicht bartlos. Sein Kopf äußerst lang mit vorstehendem Kinn, sein Nacken schmal, sein Mund fest geschlossen, die untere Lippe ein wenig hervortretend, sein Haar grau, dicht und buschig. Seine Augen, die mit dem Alter eine hellere Farbe annahmen, waren damals tiefblau, und hinter ihnen brannte ein Feuer, das bei der geringsten Aufregung hervorsprühte. Sein ganzes Gesicht war höchst auffallend und in jeder Hinsicht fesselnd". Daneben bemerken wir auf den ersten Blick, daß der Verfasser der Kleiderphilosophie in Bezug auf die Hüllen, die seinen Körper decken, entschieden einen eigenen Geschmack hat. Er braucht uns noch nicht einmal hoch zu Roß im Hyde-Park zu begegnen, wo er „mit der Aristokratie des Landes in einem Tüffelrock, der buchstäblich aus einem alten vorjährigen Schlafrocke gemacht war", spazieren reitet; auch sonst sehen wir bald, daß nicht der erste Modeschneider Londons, sondern der alte, solide Schneidermeister in Ecclefechan seine Kleider gearbeitet hat, wenn nicht gar Frau Carlyles zarte Hände manches Stück von ihnen fertig gestellt haben. Uebrigens ist Carlyle „völlig gegen das Wetter abgehärtet und trägt nie einen Schirm, sondern bietet dem Regen im Regenrock und breitkrämpigen Hute Trotz". In diesem Aufzuge ist er weiten Kreisen Londons bekannt, und naseweise Burschen, die sich über seine Tracht, besonders über seine Kopfbedeckung lustig machen, können unter Umständen von einem Omnibuskutscher zur Antwort erhalten: „Ein sonderbarer Hut? Kann sein; aber was würden Sie geben, wenn Sie den Kopf hätten, der drunter steckt?" Machen die Nichtsnutze es gar zu arg, so richtet sich wohl Carlyle selbst auf und sieht dem Spötter „gerade in sein lächelndes Gesicht und Auge mit einem Blick, der ihn zu fragen scheint: „Du elender neunter Theil von einem Schneider, weißt du es so gewiß, daß du ein Recht hast über mich zu lachen?" Worauf das Lächeln des also Angeblickten für gewöhnlich verschwindet und keinem sehr geistreichen Ausdrucke Platz macht.

In Carlyles Hause bemerken wir überall die sorgliche Hand

seiner Gattin. Da ist kein Stück, das nicht irgendwie Spuren ihrer Thätigkeit aufzuweisen hätte. Sie ist nach dem sachverständigen Urteil eines ihrer Dienstmädchen „ein Muster", denn „wo wäre wohl eine zweite Dame zu finden, die Stühle polstern könne, und alles, was sonst notwendig ist, und dabei doch eine Dame sein?" Leider sind ihre Dienstmädchen nicht immer Muster, was Frau Carlyle das Leben nicht erleichtert, uns aber den Genuß einiger ihrer reizvollsten Briefe verschafft hat.

Frau Carlyle hat es nicht leicht. Es giebt viele Dinge vom Essen und Trinken an bis auf die Kleidung, die sie allein ihrem Manne recht machen kann, und dabei muß sie noch wie ein Cerberus den Zugang zu seinen Räumen bewachen und sonst für Ruhe sorgen, damit ihn nichts in seinem Nachdenken stört. Und Carlyle ist so leicht zu stören bei der Arbeit, und leider fast noch mehr in seinem Schlafe. Da ist z. B. im Nebenhause ein Hund, der immer zur Unzeit bellt, ein Papagei, der mit vergnügtem Behagen nicht ohne schreckliches Gekreische seine Sprachstudien absolviert, oder gar ein Klavier, nach Carlyle eine der raffiniertesten Erfindungen des Teufels. Da soll dann die arme Frau Carlyle Ruhe schaffen. Sie bittet und fleht, sie schreibt Briefe an die Nachbaren in allen Tonarten, von der zärtlichen Liebeserklärung bis zur göttlichen Grobheit, sie versendet Whisky flaschenweise und selbst Pfundnoten und ist, wenn alles nichts helfen will, in heller Verzweiflung nahe daran, sich eine Flinte zu borgen, um einem vom frühen Morgen an krähenden Hahn auf diese sicherlich ungewöhnliche Weise den Garaus zu machen. Endlich, leider etwas spät für Frau Carlyles Ruhe, dämmerte in ihres Mannes Haupte eine große, geniale Idee auf — ein geräuschfestes Zimmer! Das Dach wird erhöht, sodaß das Zimmer in der ganzen Breite des Hauses über dem obersten Stockwerk erbaut werden kann. „Innerhalb der äußeren Mauer wird eine innere Mauer errichtet mit einem leeren Raum zwischen beiden, um das Geräusch von außen zu dämpfen. Die innere Mauer enthält Thüren, die äußere Fenster, die zu Ventilationszwecken geöffnet werden können. Licht erhält das Zimmer von oben; man kann nur den Himmel über sich sehen". Unter unsäglichem Aerger mit

Handwerkern und Architekten wird das Zimmer 1854 fertig gestellt und hier, „wo alle leiseren Geräusche auf dem Wege zu ihm erstarben, und kaum der dreißigste Theil schärferer Laute bis zu ihm durchdrang", entstand die Geschichte Friedrichs des Großen.

Saß Carlyle bei der Arbeit, so durfte ihn Niemand unterbrechen, aber an freien Abenden sah er gerne zum Thee Gäste in seinem Hause, und „niemand, so versichert uns Froude, der einmal bei Carlyles gewesen war, lehnte eine zweite Einladung ab". Das heitere, stets geistreiche Geplauder von Frau Carlyle, sowie ihres Mannes glänzende Unterhaltungsgabe, durch die er the best talker of England wurde, gaben diesen kleinen Gesellschaften einen eigenen Reiz. Carlyles Kenntnisse waren, infolge seines eifrigen Lesens und seines ganz außerordentlich zähen Gedächtnisses, erstaunlich groß und umfaßten die verschiedensten Wissensgebiete, wenn auch die Geschichte in allen ihren Theilen ihn am meisten anzog. In seinen Werken äußert sich diese Ueberfülle des Wissens in den zahlreichen, ein wenig an den Einfluß Jean Pauls erinnernden, eingestreuten Anspielungen und Bemerkungen aus den entlegensten Gebieten, die seinen Auslegern oft viele Kopfschmerzen gemacht haben. Am besten kam diese seine vielseitige Bildung in der Unterhaltung zur Geltung. „Der Russe, der Italiener, der Franzose oder der Amerikaner, der zufällig sein Gast war, konnte sicher sein, hier jemand vor sich zu haben, der ihm Züge aus der Geschichte und Litteratur seines Vaterlandes mittheilen konnte, die er nie zuvor gehört hatte". Die geistige Ueberlegenheit Carlyles über die andern Anwesenden war meist so groß, daß er bald das Gespräch allein führte. Dann ließ er in langen Monologen den Strom seiner Gedanken einherfluten, „so daß man, wenn er einen erst gepackt hat, vollständig gefangen dasitzen muß. Ihn zu unterbrechen ist eine physische Unmöglichkeit", wenigstens für Fräulein Fuller, die uns diese Schilderung entwirft und nicht zufrieden mit dieser einseitigen Unterhaltung ist, da ihr selbst, wie es scheint, das „Talent des Stillesitzens und Schweigens" fehlt. Die meisten Besucher in Cheyne Row betrachteten jedoch diese Ergüsse Carlyles nicht als „das Schlimmste", sondern fanden sie sehr anregend

und seine Darstellung überaus fesselnd, voller feinen Humors und anschaulicher Kleinmalerei. Auch wird uns berichtet, daß er „lieber von Dingen als von Personen sprach", was wohl bedeuten soll, daß ihm jegliche Art des gewöhnlichen Klatsches in tiefster Seele zuwider war. Widerspruch seitens seiner Zuhörer war ihm nicht angenehm, machte ihn ärgerlich und reizte ihn zu Uebertreibungen und gewagten Behauptungen, die er dann aber oft mit einem schnellen Wechsel der Stimmung selbst lächerlich machte und damit aufgab. Dabei bewunderten alle die Ausdrucksfähigkeit seiner Stimme. „Wenn er erregt ward, so wurde man an den Ausbruch eines Vulkans mit Donner und Blitz, glühenden Steinen, Rauch und Aschenregen erinnert"; dann aber floß der Strom seiner Rede auch wieder ruhig dahin, in sanften melodischen Kadenzen, deren Tonfall allein schon den Hörer bezauberte. Seine Rede war wie die Töne einer Aeolsharfe, sagt irgendjemand, die jedem Wehen des Geistes vom leisesten Säuseln bis zum entfesselten Sturm den entsprechenden Ausdruck giebt. Unvergeßlich war allen sein Lachen. Nach Carlyle ist freilich auch das Lachen „der Chiffreschlüssel, womit wir den ganzen Menschen entziffern können". Es muß ein Lachen gewesen sein etwa von der Art, wie er Teufelsdröckh lachen läßt: „Allmählig entzündete sich ein Licht in den Augen und in dem Gesicht unseres Professors, ein strahlendes, zunehmendes, liebliches Licht: aus seinen finstern Zügen sah jetzt ein heller, ewig junger Apollo hervor; und dann brach das Gelächter los, wie das Wiehern eines ganzen Pferdemarktes, Thränen rollten ihm über die Wangen, seine Pfeife hielt er hoch empor,. seine Füße streckten sich krampfhaft in die Luft, — es war ein lautes, langanhaltendes, unbezähmbares Gelächter; ein Gelächter nicht bloß des Gesichtes und des Zwerchfells, sondern des ganzen Mannes vom Kopf bis zum Fuße".

Ein Redner und Erzähler von Gottes Gnaden war Carlyle, aber beileibe niemals ein Schwätzer. Dazu konnte er zu gut „seinen eigenen Rauch verzehren", dazu wußte er zu genau: „Reden ist von der Zeit, Schweigen von der Ewigkeit". Mit Tyndall (oder Tennyson?), so lasen wir irgendwo, konnte er ganze Abende über zusammensitzen, ohne ein Wort zu reden, nur mächtige Rauchwolken still in die Höhe blasend. „Mensch,

welchen köstlichen Abend haben wir heute verlebt", pflegte er dann zum Abschied zu sagen. Ein sehr wunderbarer Mann! und wir wollen es ruhig sagen, ein Mann nicht ohne Spleen und Schrullen; aber vielleicht hätte er nicht so gewaltig reden und schreiben können, wenn er das Schweigen nicht so gut verstanden hätte!

Nicht nur geladene Freunde erschienen in Cheyne Row, weit häufiger noch fanden sich dort ungebetene Gäste ein. „Warum, so fragt Frau Carlyle einmal in ihrem Tagebuch, kommt jeder elende Mann, oder jede elende Frau meiner Bekanntschaft mit seinen oder ihren Leiden zu mir, als ob ich keine eigenen Leiden hätte und weiter nichts in der Welt zu thun, als andere zu trösten?" Warum? Die Leute müssen es ihr doch angemerkt haben, daß sie Vertrauen verdiente und das Trösten verstand. Und nicht weniger verstand es ihr Mann. Ohne Zahl sind die Briefe, die von ihm mit freundlichen und ernsten, väterlichen Ermahnungen und Warnungen nach allen Ecken der Welt ausgesandt wurden. Angehende Schriftsteller und schwermütige Mädchen, aufstrebende Jünglinge und biedere Arbeiter, politische Flüchtlinge und verunglückte Existenzen, sie alle wandten sich an Carlyle um Rath, um Hülfe, um Förderung, und Carlyle ward nicht müde zu helfen, so viel er konnte. Erbarmendes Mitleid war ein Grundzug seines Charakters. In Craigenputtock war es Hausregel, „jedem Sohne Adams Brot zu geben, um seine Bedürfnisse bis zum nächsten Hause zu befriedigen". In dem Straßengewühle Londons konnte er wohl einen blinden Bettler unter den Arm nehmen und ihn sicher zu einem stilleren Platze geleiten. Selbst bei Vagabunden dachte er zuerst an ihr Elend: „Wir sollten um unserer selbst willen geben. Bei jenen armen Kerlen herrscht sehr niedriger Wasserstand, das kann man leicht sehen!"

Rührend war Carlyles Fürsorge für seine Dienstboten, besonders wenn sie sich bewährten. Seine Frau hatte eine alte, treue Magd, der er jährlich zum 14. Juli, dem Geburtstag Frau Carlyles, ein kleines Geschenk sandte, das stets von einem Briefe begleitet war. „Ich kenne, so heißt es in einem dieser Schreiben an die arme, alte Betty, das ehrliche Zartgefühl deines Herzens, deine edle Frömmigkeit, Treue und